Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **41 [i.e. 44] (1962)**

Heft 12

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern 1
Amtl.Fächer

1085

AZ Winterthur

Winterthur, 8. Juni 1962
41. Jahrgang Nr. 12/119

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite: Frauenarbeit gegen den Alkohol

Erscheint jeden zweiten Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 25 Rp., Reklamen: 75 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Erwachsenenbildung und Gemeinschaft – Die Zeitung kurz belichtet – Frauenorganisationen berichten

Von der echten Gemeinschaft

Von Prof. Georg Thürer

sfd. Das erste Werk von Jeremias Gotthelf heisst «Bauernspiegel», und dieser Titel überschreibt gleich sein ganzes Lebenswerk. Schon der allererste Satz, ein richtiger Ein-Satz, ist unvergesslich: «Ich bin geboren in der Gemeinde Unverstand, in einem Jahre, das man nicht zählte nach Christus.» Am Schlusse des Buches sieht man den einstigen Verdingknaben, der alles Elend auf der Schattenseite des Lebens kennengelernt hatte, bis ihm dank einer entscheidenden Begegnung in fremden Kriegsdiensten der Sinn des menschlichen Daseins aufging, an einem seltsamen Werke. Er bezog seinen «Gaststubenposten», das heisst, er nahm sich vernachlässigter Wirtskinder an und begann die Dorfleute in ein wesentliches Gespräch zu bringen, damit sie über alles, was ihre Dorfgemeinschaft auszuhöhlen drohte, zum Beispiel scheinheiliges Sektenwesen wie kommunistische Umtriebe, ihr klares Urteil bekämen. Dieser Sohn der Not war nicht nur durch Schaden klug, sondern durch Leiden und Einsicht weise geworden und widmete sich abends im Gespräch und auch durch die Niederschrift seiner Lebensgeschichte der — Erwachsenenbildung.

Damit haben wir ein Wort genannt, das heute in vieler Leute Mund und in mancher Herzen ist. Gotthelf kannte es noch nicht, aber die Sache war ihm wohlvertraut, und sein erster Bildungsroman zeigt aufs schönste, wie sich die Erwachsenenbildung dank einem bedeutenden Ratgeber auf natürliche Weise ergab: die Gemeinde vom Schlage jenes Dorfes Unverstand sollte zu Verständnis und zur rechten Gemeinschaft von Menschen guten Willens werden.

Heute sind die Verhältnisse in den meisten der gut dreitausend Gemeinden unseres Landes grundanders geworden. Das treffliche Heft «Bildungszentren in den Gemeinden», welche die Schweizerische Vereinigung für Erwachsenenbildung in Verbindung mit der Nationalen Schweizerischen UNESCO-Kommission herausgegeben hat, beklagt, dass die Bildungsveranstaltungen «allzu häufig in unfreundliche Hinterlokale von Restaurants» verlegt werden müssen, wo «Musikproben, Stimmengewirr und Küchengerüche» störend wirken; auch seien meistens «Mobiliar, Beleuchtung und Wandschmuck völlig ungeeignet». Wenn wir demgegenüber festhalten möchten, dass das lebendige Wort des Leiters und das echte Gespräch aller noch wichtiger sind als die Ausstattung, so unterstützen wir doch freudig den Ruf nach geeigneten Bildungszentren, denn die meisten Schulräume können nicht als solche gelten: die Erwachsenen zwängen sich ungern in die Bänke, die für Schüler bemessen sind, und dem Klassenzimmer haftet obendrein meistens ein Schuelgschmäckli an, das nicht jeder Nase wohltut.

Woher denn der immer dringendere Ruf nach Erwachsenenbildung? Er hat mehr als einen Grund und auch eine mehrfache Berechtigung. Da ist einmal unsere Demokratie als die anspruchsvollste Form des Zusammenlebens. Will sie in einer Zeit mit immer vielschichtigeren Lebensformen am Volksentscheid festhalten, so braucht sie Stimmbürger mit weiterer Umschau, tieferem Einblick und stärkerem Verantwortungsgefühl. Wir müssen im Zeitalter der Erdumfliegungen auch von der gesamten Mitwelt mehr wissen als unsere Urgrossväter, die noch mit der Postkutsche reisten.

Unsere Wirtschaft beansprucht vorab in der Industrie, aber auch bei den sogenannten Dienstleistungen den Menschen dergestalt einseitig, dass er des Ausgleichs bedarf; der Sport bietet ihm eine wesentliche Ergänzung. Es bleiben aber auf der Ebene der wissenschaftlichen und künstlerischen Weiterbildung, im Kreis des frohen Bastelns (das im Gegensatz zum Teilschaffen im Tagewerk aus den Händen ein Ganzes hervorgehen lässt), aber auch in der Welt der Bruderhilfe und des Glaubens noch viele Wünsche zu erfüllen und Gefahren zu verhüten.

Die an sich hocherfreuliche Kürzung der Arbeitszeit und die Ausweitung der Freizeit bietet heute dank den längern Wochenenden der Fünftagewoche und dem früher einsetzenden Feierabend vielen Werktätigen die Möglichkeit, Bildungsstätten aufzusuchen und an Kursen teilzunehmen. Freilich fahren sich heute im Zeichen König Motors des Grossen allzu viele halbtrümmlig und todmüde, so dass sie die Fron der Technik, unter welcher sie fünf Tage seufzen, an zwei weitern Tagen freiwillig fortsetzen. Andere ertragen die Arbeitsruhe sonstwie nicht. Was für den einen schöpferische Musse ist, bedeutet eben dem andern als Müssiggang aller Laster Anfang. Es braucht zwischen Schulhaus und Kaserne wohl eine lebensnahe Beratung, um die Freude an jener Erholung zu bieten, die nicht nur ein Zerstreuen (oder Zerfahren) ist, sondern zuzüglich eine Sammlung im Sinne der Konzentration auf eine wertvolle Sache, aber auch des neuen Kräftesammelns in ausgleichender lustbetonter Tätigkeit. Auch das heitere Nichtstun und das entspannende Spiel haben ihr gutes Recht.

Man sage nicht, bisher habe auf dem weiten Felde der Erwachsenenbildung jeder Acker brach gelegen. Man denke nur an den grossen Dienst der Kirchen. Jeder gute Gottesdienst ist nach unserer Ueberzeugung die wertvollste Erwachsenenbildung, steht aber zugleich auch noch in einem höhern Zeichen. Die Kirche hat, wenn auch spät, ihre Vorräume wahrgenommen. Ihre Jugendgruppen und ihre Heimstätten suchen die Mitte zwischen Heim und Gotteshaus als neuen Ort der Begegnung mit dem Evangelium fruchtbar werden zu lassen. Da ist auch die Presse, welche seit Generationen das Neue meldet und zur Urteilsbildung anhält. Vereine veranstalten ihre Vorträge und pflegen das Schöne in Musik, Gesang, auf der Bühne oder in Radio und Fernsehen, und manches Gespräch am Runden Tisch hat unsinnige Scheuklappen der Parteien beseitigt. Aber auch die Parteien selbst sowie die Arbeitgeber nehmen sich der hauseigenen Freizeitgestaltung an.

Einst war die Familie der natürlich gegebene Ort der Erwachsenenbildung. Kann sie diese Aufgabe heute nicht mehr wie früher besorgen? Sie ist leider bald nur noch zur Ausnahme eine Werkgemeinschaft, ja oft kaum noch eine Tischgemeinschaft, und manche Wohnung ist dadurch gekennzeichnet, dass in ihr die einzelnen Familienglieder zu verschiedenen Zeiten essen und schlafen. In solchen Fällen hält es ungemein schwer, der Familie ihre über das Schulalter hinaus bildende Kraft zu erhalten und neu zu verschaffen.

Um so eher sollen die Bildungszentren in unsern grössern Ortschaften ein heimartiges Gepräge erhalten, das heisst Tische statt der Pulte, Stühle statt der Bänke aufweisen und in jeder Hinsicht zum freudigen Verweilen einladen. Es sollen Bücher in Reichweite sein, Bilder in Wechselrahmen mögen den Geschmack bilden. Gäste mögen als Redner der Volkshochschule daherkommen. Politiker sollen vor Abstimmungen ihren Standpunkt vertreten, Künstler von ihrer Arbeit sprechen und Werkproben bieten.

Kein Geringerer als Churchill schrieb im Jahre 1953: «Von allen unsern Bildungseinrichtungen gibt es vielleicht keine, die so sehr die Hilfe und Ermutigung des Staates verdient wie die Erwachsenen- oder Volksbildung», und der grosse Staatsmann zweifelte nicht daran, «dass ein Mensch, der im reifen Alter sich durch ein erweitertes Wissen im Leben besser zurechtzufinden sucht, in unserm Zeitalter der Verwirrung, Leichtgläubigkeit und unkritischen Anbetung den besten Schüler darstellt, den man sich denken kann.»

Hören wir noch zwei Stimmen aus dem Kreise der zuständigsten Mitbürger:

Fritz Wartenweiler, der unermüdliche Wanderlehrer, welcher durch das Beispiel der nordischen Volkshochschulen angefeuert worden ist, sieht die Aufgabe der Erwachsenenbildung darin, «den Erwachsenen, die nach Bildung streben, die Fähigkeiten entwickeln zu helfen, die ihnen ein wertvolles Leben in geistiger Selbständigkeit möglich machen.» Leider erfüllte sich Wartenweilers Wunsch nach Heimen, in denen ein erheblicher Teil des Volkes gemeinsame Monate verbringt und niemand nur «Schüler» und niemand nur Lehrer ist, nur in bescheidenem Masse.

Grösserer Erfolg war den Abendkursen der Volkshochschulen beschieden, welche an den Arbeitsorten der Werktätigen stattfanden. Der grosse Förderer und Leiter dieser namentlich im Kanton Zürich vorbildlich entwickelten Form der Erwachsenenbildung ist Hermann Weilenmann. Er strebt an, dass die Teilnehmer der Kurse und der Studienreisen «denken, verstehen und sich am Schönen erfreuen» lernen, damit die «in jedem Menschen verborgenen geistigen Kräfte geweckt und erprobt werden». Auf solche Weise soll der Einzelne zur Persönlichkeit und zugleich zum tätig-dienenden Glied seiner Gemeinschaft gebildet werden.

Aus der Frühzeit unserer Industrie

Fremdarbeiter von einst

sfd. Die Tatsache, dass in unserm Lande Fremde oder Gastarbeiter (wie man sie heute höflicherweise nennt) tätig sind, ist nicht neu. Die ältere Generation erinnert sich der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg, als die Schweiz in einer Welle der Baulust stand und italienische Arbeiter in grosser Zahl hereinkamen, um die Häuser zu erstellen, durch deren Türen wir dann jahrzehntelang ein- und ausgingen. In den Zeiten, da die Volkswirtschaften der einzelnen Länder noch nicht so hoch entwickelt und auch noch nicht so abgekapselt waren wie heute, gab es immer wieder Fremdarbeiter als Einzelreisende und als «Freischärler der Technik», und unser Land hat besonders den

englischen Mechanikern

mancherlei zu verdanken. Man darf sich die schweizerische Textilindustrie, die Drahtziehereien, Hammerwerke und Papiermühlen vor dem Jahr 1800 zwar nicht ganz ohne Maschinen vorstellen. Ueberall gab es aus Holz gezimmerte Geräte, deren wichtigste, der Abnützung am stärksten ausgesetzte Teile aus Metall — Eisen oder Messing — verfertigt waren. Schmiede, Drechsler, Giesser usw. besorgten den Unterhalt dieser primitiven Maschinen. Die englischen Mechaniker, die um 1800 in der Schweiz eintrafen, waren jedoch die Boten einer viel weitergehenden Mechanisierung.

Dass sie gerade aus England kamen, verwundert nicht, wenn man an Erfinder wie James Hargreaves, Edmund Cartwright und andere erinnert, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit ihren Spinn- und Webmaschinen die gesamte Textilindustrie auf neue technische Grundlagen stellten. James Watt leitete wenig später mit seiner Dampfmaschine geradezu eine neue Wirtschaftsepoche ein. Doch die englischen Unternehmer wachten eifersüchtig über ihre Errungenschaften, der britische Staat erliess Gesetze zur Sicherung seiner Monopolstellung in der Maschinenbranche. — Es waren

kühne Einzelreisende,

die den Weg ins Ausland fanden und dort als Pioniere der Mechanisierung wirkten. Solche Wanderarbeiter kamen auf Initiative des Kommissärs der Helvetischen Republik in Bordeaux, des Waadtländers Marc Antoine Pellis, und des Kaufmännischen Direktoriums nach St. Gallen, um dort 1801 die ersten mechanischen Baumwollspinnmaschinen in der Schweiz aufzustellen. Die Initiative für die konsequente technische Erneuerung der schweizerischen Baumwollindustrie ging hauptsächlich von den Behörden der Helvetik aus. Pellis gelang die Anwerbung der beiden Spinnmaschinen-Monteure John Heywood und James Longworth, die bei der Mechanisierung der französischen Baumwollindustrie mitgeholfen hatten. Vorerst stellten sie vier hölzerne Spinnmaschinen mit Handantrieb auf und einige Vormaschinen, die ein Ochsen-Göpel in Bewegung setzte. Pellis erhielt auf diese Maschinen ein Patent, das erste schweizerische Industriepatent. Dieses enthielt eine Bestimmung, wonach eine Anzahl von «helvetischen Lehrlingen», womit Mechaniker für die Konstruktion von Textilmaschinen gemeint waren, ausgebildet werden mussten, die nach Erlöschen des siebenjährigen Privilegs fähig sein sollten, den Beruf auszuüben. Die vorzeitige Preisgabe des Herstellungsgeheimnisses wurde unter Geldstrafe gestellt; Arbeiter, die ihre Dienste aus eigenem Antriebe andern anzubieten versuchten, hatten Gefängnisstrafen zu gewärtigen. Man verfuhr in der Schweiz, was die Geheimhaltung der Maschinen betrifft, keineswegs grosszügiger als in England.

Es ist übrigens zu sagen, dass etliche Schweizer Mechaniker schon vor dem Eintreffen der englischen Spezialisten und allfällig geschmuggelter Maschinenteile

auf eigene Faust Spinnmaschinen erfunden

hatten. Nur wissen wir über diese tüchtigen Leute und ihre Werke nicht viel. Das ist kein Wunder; bei der Eifersucht, mit der damals jeder Unternehmer seine mechanischen Einrichtungen hütete (und hüten musste), durfte darüber so wenig als möglich gesprochen werden.

Anfänge der Maschinenindustrie

In St. Gallen dachte man bald an den Verkauf von Spinnmaschinen, die in der vorher eingerichteten mechanischen Werkstätte hergestellt werden sollten, «da die Mechaniker der Gesellschaft dieselben

Selbstgewähltes Schicksal

Diesen Lebensroman* fand der Dichter Albert Steffen nach dem Tod seiner Gattin unvermutet in ihrem Tagebuchkoffer. Er ergänzte ihn und rundete damit das Bild dieser ganz besonderen Frau, die weniger durch ihr Tun als durch ihr Sein auf andere wirkte. Schon als junges Mädchen hatte Elisabeth von Veréess unter einem Pseudonym einige Novellen in ungarischen Zeitschriften veröffentlicht. Ihr schweres Schicksal verlangte Verzicht auf den Künstlerberuf. Weil es aber, wie sie ausdrücklich schon im Titel erklärt, selbstgewählt war, blieb sie ihrem jugendlichen Gelöbnis «eine Dienerin der Kunst zu werden» treu.

Aus dem damals reichen, kultivierten Siebenbürgen und einer adeligen Gutsbesitzersfamilie stammend, brauche es Ende des letzten Jahrhunderts eine starke eigene Linie, ein Studium als Lehrerin durchzusetzen. Doch war eine Landschule mit achtzig Kindern für ihre zarte, noch ganz im Märchenhaften webende Art anders, als sie sich Freiheit und Unabhängigkeit vorgestellt hatte. So konnte der viel ältere, urwüchsige, sich über alle Konvention hinwegsetzende polnische Maler Stanislaus Stückgold der nahen Künstlerkolonie Nagy-Banya sie zur gemeinsamen Flucht nach Paris veranlassen, denn Abenteuer wollte sie wagen und nicht wie die meisten um sich rhythmisch-dumpf einen Tag wie den andern dahinfliessen lassen.

Paris wurde zu einer unerbittlichen Lebensschule, was wohl der Abend des Hochzeitstages — was für Hindernisse gingen ihm voraus — beweist: «Stückgold ging zum Abendaktzeichnen. Er liebte seinen täglichen Rhythmus und dachte nicht daran, ihn heute, am Hochzeitstag zu unterbrechen. Ich blieb allein zurück und wusch Geschirr auf. Einst war ich eine Königstochter, seufzte ich, vielleicht ist dies meine Probezeit wie im Märchen und alles kommt noch gut heraus.» Ja, sie war lang und hart, diese Probe mit Hungern, Frieren, Sorgen, oft Verzweifeln, aber reich an Begegnungen mit bedeutenden Malern wie Matisse, Picasso, Henri Rousseau, Schriftstellern, Ausstellungen, auch mit fragwürdigen Existenzen. Wohl als schwersten Schlag, ja fast wie eine Strafe, empfand die junge Mutter, dass ihr Töchterchen Felizitas am rechten Arm und Fuss gelähmt war und dass es an Epilepsie litt. Das Dilemma, Mutter und Künstlergattin zu sein, verschärfte sich mehr und mehr. Und doch sollte auch diese Prüfung zum Segen werden, weil sie diese mehr und mehr als Lebensaufgabe empfand. Ein russischer Kunsthistoriker machte die bedrückten Eltern auf Rudolf Steiner aufmerksam, worauf die kleine Familie nach München zog, wo sich wieder ein Kreis Künstler bildete, zu dem auch der Berner Dichter Albert Steffen gehörte, den schon bei der ersten Begegnung das sehr blasse, vom Leid durchgeistigte Antlitz der jungen Mutter und ihre schwesterliche Beziehung zum gelähmten Kind stark beeindruckten. Felizitas brauchte besondere Pflege und Schulung, die eine Uebersiedelung nach Dornach nötig machten. Nach dem Tode des Malers wurde Elisabeth Stückgold des Dichters Frau.

Gereift in «viel Leid» — wie es eine Kartenschlägerin der jungen Lehrerin prophezeit hatte — erhellte und befruchtete sie das Schaffen des Dichters. Ihr unerschrockenes und unbestechliches Urteil über Menschen und über Kulturelles stärkte ihn in seiner Aufgabe. Ihm, dem einzelne Erscheinungen in schicksalhafter Begegnung, im besonderen Allgemeingültiges erschliesst, gab der tägliche Umgang mit Felizitas bis ihrem frühen Sterben Anlass, im Kapitel «Das Regenbogenkind» über die Einstellung zum behinderten Kind und seine Erziehung Gedanken zu äussern, die Eltern und Betreuer zu ganz neuen tröstlichen Einsichten führen können.

Mit der Frage: «Und deine Schriftstellerei» wollte eine Jugendfreundin den Sprung ins Pariser Abenteuer verhindern, aber die junge Elisabeth antwortete: «Die hänge ich zunächst an den Haken wie ein Kinderkleid, das sich ausgetragen. Man darf nur dann schreiben, wenn man etwas zu sagen hat, spricht ein grosser Dichter. Also, wenn man etwas erlebt hat. Dass höchste Kunst schlicht ist, schlicht zu schreiben aber zum schwersten gehört, wird viel später in einem Gespräch geäussert. «Erst müssen Stürme über uns gegangen sein, bevor wir die Stille vernehmen.» In solcher Atmosphäre webt dieser Lebensroman das Gedenken Albert Steffens. Es ersteht trotz Irrungen, Wirrungen, Unzulänglichkeiten hinter dem äussern Geschehen ein unvergänglicher reicher Teppich, weil die Lösung der Lebensrätsel dort gesucht und gefunden wird und damit der Sinn menschlicher Begegnungen und auch der Krankheiten.

Sind die Erinnerungen der jungen Künstlersfrau schon ein wertvolles Zeitdokument, so werden sie durch die Ergänzungen des Lebensgefährten und Dichters zu einem Lebensbuch.

Margrit Kaiser-Braun

* Elisabeth Steffen «Selbstgewähltes Schicksal» mit Gedenkworten von Albert Steffen, in zwei Bänden 415 und 362 Seiten, Verlag für schöne Wissenschaften, Dornach-Schweiz.

beträchtlich wohlfeiler und überdies weit solider und besser erstellen können als die für die Gesellschaft engagierten Engländer». Das ist wohl hierzulande der erste Versuch, den gewerbsmässigen Maschinenbau aufzunehmen. Zur Eröffnung einer mechanischen Grosspinnerei, deren Stühle «gänzlich von dem Mechanismus der Spinnmaschinen von St. Gallen abweichen», wie es im Gesuch um die Zulassung dieser Geräte heisst, kam es 1803 in Wülflingen bei Winterthur. Hier liefen anfänglich 3000 und darauf 20 000 von Hand gedrehter Spindeln, während die Vorwerke durch ein Wasserrad in Bewegung gesetzt wurden. Auch hier begegnen wir einem Engländer, H. Travies, welcher die technische Einrichtung mit Hilfe einheimischer Kräfte besorgte.

Fremdarbeiter auf Umwegen

Etwa zwei Jahrzehnte nach dem mechanischen Spinnstuhl hielt der mechanische Webstuhl seinen Einzug in die Schweiz. Auch hier wirkten anfänglich britische Gastarbeiter mit. Die Firma Heer & Co. errichtete 1825 in Rheineck die erste mechanische Weberei in der Schweiz. Da auch die Webmaschinen ein britisches Staatsgeheimnis waren und unter Ausfuhrverbot standen, suchte man im «Mutterland der Maschine» Fachleute anzuwerben. Zwei solche liessen sich aus der Schweiz 360 Gulden Reisespesen schicken, die sie jedoch in ihre Tasche steckten, ohne je abzureisen. Englische Wanderarbeiter hatten aber damals die mechanische Weberei bereits ins Elsass verpflanzt, wo auch bald Maschinen gebaut wurden. Die Rheinecker konnten zwei von ihnen gewinnen, die gar mit ihren Gattinnen und Kindern erschienen. Aber auch in Rheineck waren die Engländer auf die ortseingesessenen Handwerker angewiesen; denn diese fertigten die Maschinenteile nach Angaben der Konstrukteure an.

Ein neuer Schub englischer Mechaniker kam in den 1820er und 1830er Jahren mit der Dampfmaschine in die Schweiz. Diese für jene Zeit völlig neuartigen Kraftmaschinen wurden zuerst in England und Frankreich gebaut. Von englischen Maschinisten wurden

die ersten Dampfschiffe

auf den Schweizer Seen (1823 «Guillaume Tell» auf dem Genfersee, 1834 «L'Industriel» auf dem Neuenburgersee, 1835 «Merkur» auf dem Zürichsee) bedient. Vom «Industriel», der viele Jahre lang von Philippe Suchard als Kapitän geführt wurde, weiss man aus dessen Aufzeichnungen mancherlei über die Engländer, die die Maschinen des «Industriel» besorgten. Im Vertrauen auf ihre Unentbehrlichkeit leisteten sie sich allerlei Extravaganzen. Es kam oft vor, dass ein Schiffsmaschinist während der Fahrt vom Kapitän ein gehöriges Trinkgeld forderte, ansonst er den Dampf ablassen und das Schiff mitten im See stehen lassen würde. An Sonntagen verlangte einer die für die damalige Zeit gewaltige Summe von 50 Franken Zulage. Ein Maschinist machte sich aus dem Staube, nachdem er das Schiff mit 200 Passagieren von Neuenburg nach Nidau geführt hatte; alle mussten in Biel übernachten. Sein Nachfolger, ebenfalls ein Engländer, erklärte später auf der Station Estavayer, der Ort gefalle ihm derart, dass er zu bleiben und nicht zurückzufahren gedenke.

Neben diesen «Fremdarbeitern» abenteuerlichen Gedenkens sei aber auch an Gäste aus England erinnert, die der schweizerischen Industrie zum Segen gereichten. Für sie steht als einziger Name derjenige von Charles H. Brown, der als ein technisches Genie ersten Ranges in Winterthur und Oerlikon wirkte. Durch seine Söhne lebt der Name dieses grössten aller «Fremdarbeiter» in einer der bedeutendsten Firmen unseres Landes fort.

Hans Rudolf Schmid

25 Jahre Spindel

Aus Anlass ihres 25jährigen Jubiläums eröffnete die «Spindel» an der St.-Peter-Strasse in Zürich kürzlich eine Ausstellung mit kunstgewerblichen Arbeiten, die von den Lieferanten im Rahmen eines Wettbewerbes für neue Verkaufsartikel beschickt worden war. Mit grossem Geschick hatte die Leiterin Frau Margrit Raths mit ihren Helferinnen das Geschäft in einen Ausstellungsraum verwandelt, in dem nun all die neuen Arbeiten zur Schau standen und zu eingehendem Betrachten verlockten. Welcher Reichtum von verschiedenartigen Artikeln, Materialien, Formen und Farben, welche Fülle von Wirklichkeit gewordenen Ideen. Textilien, gewobene für Dekorationszwecke, bestickte für festlichen Gebrauch oder für die Kinderstube, Keramik, handgedreht, bemalt und glasiert, in allen Formen und Grössen, von der Obstschale bis zur Weinkanne, hauchzarte Glasbläsereien, dass man glaubte, beim Glasmännchen im Riesengebirge zu Gast zu sein, dann auch Metall, Messing, Kupfer, Silber und natürlich Handarbeiten und Kinderkleidchen, kurz, eine Schau der schönsten Dinge, so dass einem die Weihnachtsgeschenke dieses Jahr keine Sorge zu machen brauchen, selbst dem nicht, der mit einem grossen Verwandtenkreis und vielen Bekannten und Freunden gesegnet ist.

Als Mitgründerin und -initiantin hatte es Fräulein Dr. Elisabeth Nägeli unternommen, die Gäste zu begrüssen und die «Spindel» in ihrem Wollen und Werden kurz vorzustellen. Als Präsidentin des Vorstandes freute sie sich, die zahlreich Erschienenen zu begrüssen. Bei ihrer Gründung im Jahre 1937 hatte die «Spindel» bereits eine Vorgängerin gehabt, die sich aber trotz des grossen Einsatzes des Vorstandes nicht hatte halten können. Auch das neue Werk hatte es anfänglich nicht leicht, doch halfen zwei Dinge immer wieder, das Schifflein über Wasser zu halten: die Konstanz in der Leitung, bei den Lieferanten, den Kunden, Grundsätzen, Preisen und in der Qualität sowie die persönliche Atmosphäre und der Wechsel in den Verkaufsartikeln, also die Anpassung an die immer wieder wechselnde Zeit und den neuen Geschmack. Es haben nicht nur die Formen gewechselt, sondern auch die Materialien, vor allem aber die Reklame und Art, wie die Artikel ausgestellt und lanciert werden, unterliegen der Mode. Dieser Wechsel in der Dauer hat sich als sehr fruchtbar und günstig für das Gedeihen der «Spindel» herausgestellt, und der Rückblick zeigt denn auch ein stetes Ansteigen des Umsatzes. Gemäss den Statuten soll kein Gewinn gemacht werden, und es konnte fast immer ohne Verlust abgeschlossen werden, obwohl die Spindel, abgesehen von der Gründung, keinerlei Subvention bezieht. Die Marksteine waren 1937 die Gründung, 1939 die Landi, 1956 der Ladenumbau, 1958 die «Saffa» und dieses Jahr das Jubiläum. Fräulein Dr. Nägeli schloss mit warmem Dank an alle, die all die Jahre mitgeholfen hatten, das Werk durch- und weiterzuführen, besonders auch an die derzeitige Leiterin, Frau Raths und ihre Mitarbeiterinnen.

Der mit der Ausstellung verbundene Wettbewerb soll die Wünsche des Publikums bekanntgeben, so dass auf dieser neuen Grundlage weiter gearbeitet werden kann. rs

Schweizer Heimatwerk

In Zürich findet in den Räumen des Schweizer Heimatwerkes bis 23. Juni eine Ausstellung alter und neuer Kreuzstickarbeiten aus Graubünden statt. Gezeigt werden wertvolle Stücke aus dem Rhätischen Museum in Chur und aus dem Besitz von Bündner Familien, dazu aber auch neu geschaffene Arbeiten des Bündner Heimatwerkes und der Bündner Frauenschule. Wunderhübsche Leinenstickereien auf Tischdecken, Kissenbezügen, Wandbehängen, Paradehandtüchern, Kaffeehauben, Bettvorhängen mit z. T. geklöppelten Abschlussrändern und Bettschnüren versehen sind ausgestellt, wir begegnen auch den alten, lieben Schlummerrollen aus Grossmutters Zeit wieder, und oft sind alle diese schönen Artikel aus handgesponnenem und hanggewebtem Leinen hergestellt. Gestickt wird vor allem in roter Farbe, aber wir entdecken auch viel Blau, Braun und Schwarz, einmal sogar Olive.

Dr. E. Laur hatte sich selber die Mühe genommen, die Presse auf die verschiedenen Schönheiten und Eigenartigkeiten hinzuweisen. Er erklärte, wie die Einflüsse für die Bündner Motive und Stickmuster von überall her Eingang gefunden haben, besonders durch die Auswanderer, und wie im Gegenteil auch die Bündner Stickereikunst die Stickerinnnen vieler fremder Länder beeinflussten. Deutlich lassen sich diese Einflüsse von und nach Oesterreich, Jugoslawien, Bulgarien erkennen. rs

Die Frau in der Kunst

Vor ausverkauftem Haus gab die bekannte Pianistin Hedy Salquin in Luzern kürzlich einen Klavierabend mit Werken von Bach, Beethoven, Liszt und Debussy, der bei Presse und Publikum begeisterte Aufnahme fand.

★

Die Europäische Vereinigung der Musik-Festspiele kündigt ihr Sommerprogramm an. Danach kommt nach Rath (England) das Royal-Ballett unter Ninette de Valois, nach Bordeaux Shakespeares «Kaufmann von Venedig» in der Inszenierung der Pariser Theaterdirektorin Marguerite Jamois, nach Amsterdam und Den Haag zum Holland-Festival aus Zürich die Altistin Cora Canne Meijer, und nach München die Schweizer Sopranistinnen Lisa Della Casa und Eva Maria Rogner.

★

Farah Föhr-Afiatpour, früher am Zürcher Stadttheater als Koloratursopran tätig, sang bei der Generalversammlung der in Rapperswil ansässigen «Privaten Mütter- und Kinder-Fürsorge» persische Kinderlieder aus ihrem Heimatlande.

★

Das Teatro la Cittadella in Lugano spielte in italienischer Sprache «Das Tagebuch der Anne Frank», in der Uebersetzung von Laura Del Bono mit Magda Marchetti in der Titelrolle. Die frühere Aufführung der Truppe von Shakespeares «Widerspenstigen Zähmung» wurde in der Choreographie von Bellinda Wick gespielt. — Esther Hess stellte in Ascona in der Galerie «La Cittadella» ihre Bilder und Keramiken aus.

★

Harriet Hasse, die Schweizer Nachwuchsschauspielerin, tritt im Berner Theater am Zytglogge in der Uraufführung «Die Krisis des Philipp Zappelmann» auf.

★

Die kleine Galerie im Café Elite (Riva Albertolli) in Lugano hat in letzter Zeit Ausstellungen von Cornelia Forster, Annemie Fontana (Zürich), Franca Ghitti und der Polin Maria Pospisilova veranstaltet.

★

Die 7. «Bianco e nero»-Ausstellung Luganos auf internationaler Ebene zeigt eine hochinteressante Reihe graphischer Künstlerinnen oder Zeichnerinnen aus vieler Herren Länder. Wir finden neben der Schweizerin Helen Dahm die Argentinierin Lydia Mabel Rubli und ihre zwei 1924 geborenen Mitbürgerinnen Elena Tarasido und Leonor Vassena; die Bulgarin Anastasia Panaiotova; die Griechin Lela Pascali, die Paraguanerin Lotte Schulz; die Polin Bogna Krasnodebska-Gardowska; die Rumäninnen Ethel Lucaci Baias, Eva Cerbu und Hortensia Puia Masichievici, alle drei arbeitende Menschen vorführend — wogegen Ofelia Oneto y Viana aus Uruguay ihre Lebewesen zu pilzartigen Geschöpfen umwandelt. M.

★

Am Eröffnungsakt des Basler Honegger-Festivals sang Barbara Geiser-Peyer die «Six poésies» nach Gedichten von Jean Cocteau. Grace Bumbry war die «Antigone» in der musikalischen Tragödie nach Sophokles/Cocteau. Monique Haas spielte das Concertino für Klavier und Orchester von 1924. M.

★

Literarischer Wettbewerb des «Schweizer Spiegels»

Im literarischen Wettbewerb für Erzählungen des «Schweizer Spiegels» wurde folgende Autorin ausgezeichnet: Frau Li Gebert, Kreuzlingen, für die Erzählung «Unterwegs zum Bahnhof».

Angelica Arndts, die seit vielen Jahren hochgeschätzte 1. Chargenspielerin des Zürcher Schauspielhauses, wurde für die Rolle der Tante Bise in Jean Anouilhs «General Quichotte» (im Französischen «L'hurluberlu») im Rahmen der Luzerner Internationalen Musik-Festwochen verpflichtet.

★

Im Kunstkeller des Atelier d'Art an der Froschauergasse, Zürich, zeigen die Illustratorin und Malerin Margarete Lipps und die Malerin Margrit Speck eine Fülle ihrer besten Werke.

★

Die 146. Kunststuben-Restaurant-Ausstellung Maria Benedettis in Küsnacht (ZH) stellt neben Werken von Bosshard (Ma-Bo) und Eugen Flachsmann auch solche von Liesel Fischer-Dick aus.

★

Françoise Rosay, die berühmte Theater- und Film-Darstellerin Frankreichs, spielt in englischer Sprache am New-Yorker Broadway in «Die verlorenen Blätter» von Michael Redgrave (nach einer Novelle von Henri James) die Rolle der uralten Gelähmten, die bei den Luzerner Musikfestwochen von Therese Giehes verkörpert wurde.

★

Einer besonderen Auszeichnung wurde Maria Bekker teilhaftig. Die grosse Schweizer Tragödin war in Paris, zusammen mit Vittorio Gassmann, dem italienischen Theaterfachmann, und Jean Cocteau, dem französischen Dichter (Académie française), um die Schweiz bei der Vorschau des Théâtre des Nations für 1963 zu vertreten. Die unvergessliche «Iphigenie», wie die Presse sie bei dieser Gelegenheit nannte, befand sich in Gesellschaft der englischen Theaterdirektorin Joan Littlewood (Theatre Workshop), der dunkelhäutigen Leiterin des Vaudou-Balletts, der griechischen Schauspielerin Katina Paxinu, und der Spanierin Manuela Vargas, die als Sevillanerin die bedeutendste Vertreterin des Flamenco-Tanzes ist. Auch in der Türkei unterstehen (wie etwa in Paris) viele Theater einer Direktorin. Das Kent-Theater in Istanbul wird von der Schauspielerin Yildiz Kenter geführt, die mit Anouilhs «Antigone» einen grossen Erfolg erzielte; und das Theater Oraloglu untersteht Lâle Oraloglu, die auch als Filmdarstellerin berühmt ist.

★

Zum Erfolg der Schweiz. Erstaufführung der Benjamin-Britten-Oper «Albert Herring» im Berner Stadttheater trugen die köstlich agierenden und charmant singenden vier Vertreterinnen der Hauptpartien nicht wenig bei: als ganz englische Lady war Nell Forster ebenso sittenstreng wie eingebildet; Waltraut Demmer, an die Stelle ihrer Erfolge zurückgekehrt, amüsierte sich und das volle Haus mit der Nachzeichnung einer prüden Hausdame; die allerliebste Elisabeth Witzmann war eine altjüngferliche Lehrerin, wie sie im Buch steht; und Gerty Wiessner kam als energische, ihren armen Sohn unterdrückende Mutter zu bester Geltung. Die Kostüme, den Jahrhundertbeginn widerspiegelnd, stammten von Elisabeth Nillius. Die englische Malerin Madeleine Pearson hat sich auf das Thema des Affen spezialisiert. Im Londoner «Institut für zeitgenössische Kunst» stellt sie ihre Zeichnungen aus, die sich nur mit diesem Tier befassen. Die Anregung dazu gab ihr, wie sie selber sagt, ein vor mehreren Jahren erschienener chinesischer Roman aus dem 16. Jahrhundert, der den Titel «Affen» trägt. M.

★

Die Sopranistin Liliana Cavallini gab im Presseclub «Circolo della Stampa» in Mailand einen Liederabend.

Grosse Philosophen und die Frauen

sfd. *Immanuel Kant*, der grosse und bahnbrechende Philosoph aus Königsberg, hat sich zwar dem schönen Geschlecht eher fern gehalten, aber als er einmal zu diesem unerschöpflichen Thema seine Meinung äusserte, da erwies es sich, dass er auch darüber nachgedacht hatte, denn er sagte sehr geistvoll und gleichnishaft: «Ein Frauenzimmer muss sein wie eine Turmuhr, um alles pünktlich und auf die Minute zu tun, und doch nicht wie eine Turmuhr nicht alle Geheimnisse laut verkündigen; sie muss sein wie eine Schnecke, häuslich, und doch auch nicht wie eine Schnecke, nicht alles ihrige an ihrem Leibe tragen.»

*

Arthur Schopenhauer wird allgemein als Weiberfeind par excellence bezeichnet, und in der Tat war er kein Lobpreiser der Frau. Beispielsweise, als er etwa boshaft meinte: «Frauen interessieren sich immer für Hüte, nur nicht für Fingerhüte.» Indessen hat der vielverlästerte «Weiberfeind» auch einmal Worte geprägt, die eine Huldigung an die Frauen sind: «Ohne die Frauen würde der Anfang unseres Lebens der Hilfe, die Mitte des Genusses, das Ende des Trostes entbehren.»

*

Nikolas Chamfort (1741—1794) war als Beobachter und Kenner der Frau vor allen Dingen Franzose. «Eine Dame», schrieb er einmal, «wohnte einer Vorstellung von Voltaires Tragödie ‚Mérope' bei, ohne zu weinen. Jemand wunderte sich und äusserte sein Befremden darüber. ‚Ich würde schon weinen', sagte sie, ‚aber ich muss eben nachher zu einem Souper.'»

*

Der Dichter *Jean Paul* dachte über viele Dinge des Lebens wie ein Philosoph. «An den Frauen ist alles Herz, sogar der Kopf», sagte er. Und: «Die Frauen wissen sich so gut zu verstellen, dass sie nur der Satan oder die Liebe verraten kann.» Endlich: «Nie ist die weibliche Stimme schöner als im Trösten.»

*

Einer der witzigsten Köpfe der Deutschen und ein sensibler Beobachter, nämlich *Georg Christof Lichtenberg*, hat in sein berühmtes Sudelheft die Worte notiert: «Die Natur hat die Frauenzimmer so geschaffen, dass sie nicht nach Prinzipien, sondern nach Empfindungen handeln sollen.»

*

«Im Schlaf ward also Eva aus der Rippe Adams erschaffen?», fragte *Friedrich Nietzsche*. «Armer Adam, dein erster Schlaf war deine letzte Ruhe.»

Peter Kilian

Kurznachrichten

Erste afrikanische Aerztin

Die erste Afrikanerin erhielt den Doktorhut: Die 26jährige Vida Mungwira aus Rhodesien bestand an der Bristol-Universität in England ihr Staatsexamen und kehrte als Medizinerin mit dem Recht zur Praxis in ihre Heimat, dem dunklen Kontinent, zurück.

Oekumene auf Zeltplätzen

EPD In der kommenden Feriensaison soll auf den Campingplätzen Westfalens ökumenische Zusammenarbeit gepflegt werden. Das holländische Pfarrer-Ehepaar de Jonge, das bereits im vergangenen Jahr auf den von vielen holländischen Feriengästen besuchten Zeltplätzen des Sauerlandes einen missionarischen Dienst versah, wird sich dieses Jahr der Camping-Organisation der evangelischen Kirche von Westfalen anschliessen. Diese ökumenische Zusammenarbeit hat offiziellen Charakter, nachdem die niederländische reformierte Kirche den Beschluss gefasst hat, jedes Jahr ein Pfarrer-Ehepaar für die Camping-Mission nach Westfalen zu entsenden. Der junge holländische Pfarrer und seine Ehefrau werden für die Dauer der holländischen grossen Ferien einen Wohnwagen des volksmissionarischen Amtes Witte erhalten.

Eine Armee von berufstätigen Frauen

In Italien sind 5 585 000 Frauen ausserhäuslich beschäftigt, d. h. 27 Prozent aller Berufstätigen. Ihre Zahl nimmt von Süden nach Norden stetig zu. In Rom sind z. B. nur 19 Prozent der arbeitenden Bevölkerung Frauen, in Mailand 41 Prozent! Die meisten sind in Gewerbe, Industrie und Handel tätig. Relativ wenig Frauen findet man in der öffentlichen Verwaltung, auch in den freien Berufen sind sie wenig vertreten. Man nimmt an, dass ungefähr anderthalb Millionen berufstätige Frauen mit Männern verheiratet sind, die überdurchschnittlich verdienen (100 000 Lire im Monat).

m. a. l. (übersetzt von hsg)

Im Rampenlicht

Auch Kamele brauchen Doubles

jgp — Die erstaunliche Feststellung, dass auch Kamele zum Filmen ein Double brauchen, mussten jetzt Produzent Sam Spiegel und Regisseur David Lean bei den Aussenaufnahmen ihres neuesten Grossfilmes «Lawrence of Arabia», die gegenwärtig in den jordanischen Wüsten entstehen, machen. Die Kameldame «Shagran», die in monatelanger Vorbereitung für die Filmaufnahmen als Reittier des Hauptdarstellers Peter O'Toole trainiert worden war, zeigte nach mehrmaligen Wiederholungen von Szenen deutliche Ermüdungserscheinungen. Um sie vor wunden Füssen, geschwollenen Kniegelenken, und wie sich sonst noch diese Erscheinungen äusserten, zu bewahren und sie schön photogen für die Aufnahmen zu haben, bekam «Shagran» jetzt gleich drei Doubles. Zwei «arbeiten» für sie während der Proben als «Stand-in», während das dritte Kamel, das «Shagran» am «ähnlichsten» ist, für den Fall, dass sie bei einer Aufnahme durch irgendetwas Unvorhergesehenes ausfallen sollte, als «Understudy» bereit zum «Einspringen» ist.

Sonderseite zu Schweizer Frauenblatt Freitag, 8. Juni 1962 Nr. 12/119

Schriftleitung: Veronica Müller, Zürcherstr. 11, Basel, Tel. (061) 41 06 94

Mitteilungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen

Neue Folge des Wegweisers zur Frauenarbeit gegen den Alkoholismus

Angeschlossen dem christlichen Weltbund abstinenter Frauen (World's Women Christian Temperance Union, WWCTU)

«Kleine Staatskunde für Schweizerinnen»

Dies ist der Titel einer Broschüre, verfasst von Dr. iur. Adelheid Rigling, herausgegeben vom Schweizer-Spiegel-Verlag in Zusammenarbeit mit der «Stiftung für staatsbürgerliche Erziehung und Schulung». Diese Schrift bietet uns die Möglichkeit, auf erfreulich einfache Weise Kenntnisse zu erwerben, die, zumindest uns älteren, die Schule vorenthalten hat. Sie gehören aber in den Schulsack nicht nur des Schweizer Bürgers, sondern auch der Schweizer Bürgerin. Wie wäre es, wenn wir in unsern Ortsgruppen an den Monatsversammlungen hie und da ein Kapitel dieses Büchleins durchnehmen würden? Es geschähe sicher nicht zum Schaden für unsere besondere Aufgabe. Ob wir Frauen beim Examen im Fache «Staatskunde» besonders glänzen würden, ist eher fraglich. In der praktischen Arbeit aber für den Staat, da haben die Frauen schon seit langem bewiesen, dass sie wissen, worauf es ankommt; darum kann die Verfasserin der Schrift mit Recht festhalten: «In der Forderung, das Recht den heutigen Verhältnissen anzupassen, liegt auch der Wille der heutigen Frau zur Mitverantwortung, und zwar auf allen Gebieten des Lebens, in Familie und Staat.»

In erfreulicher Weise zeigte sich dieses Wissen um Mitverantwortung an der Delegiertenversammlung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Der Schweizerische Bund Abstinenter Frauen hatte den Vorstand des BSF gebeten, den Delegierten eine Resolution vorzulegen, die sich gegen eine Werbeaktion: «Stets Wein im Haus» wandte, da sie mit Unterstützung von Geldern aus dem eidgenössischen Rebbaufonds finanziert wurde. Der Vorstand des BSF schlug vor, auf die Resolution zu verzichten, stattdessen dem Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement in einem Schreiben die Besorgnis der Frauen über die überhandnehmende Reklame für Alkohol, mitzuteilen. Dieser Vorschlag fand jedoch nicht die Zustimmung der Delegierten. Eine lebhafte Diskussion setzte ein. Für uns Abstinentinnen war es ermutigend zu hören, in welch verantwortungsbewusster und sachkundiger Weise nicht abstinente Frauen sich zu diesen Fragen äusserten. Die Abstimmung ergab denn auch ein erfreulich grosses Mehr für eine Resolution, deren Text vom Vorstand des BSF vorgelegt wurde.

«Die Delegiertenversammlung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine bedauert mehrheitlich, dass man das Schlagwort ‚Stets Wein im Haus' für die Weinpropaganda gewählt hat. Er lehnt jede Aktion ab, welche die Bevölkerung veranlassen will, den Konsum von alkoholischen Getränken zu erhöhen, da schon jetzt das Übermass des Alkoholkonsums zu unzähligen Schädigungen der Familie führt und dazu schwere Gefahren für die Sicherheit auf unseren Strassen in sich trägt.»

Wenn auch bedauerlicherweise der Nachrichtendienst die Resolution nicht durchgab (wir wissen nicht, woran dies lag), gereicht sie den dort versammelten Frauen doch zur Ehre. Sie haben das Wort Carl Hiltys, mit welchem Dr. Adelheid Rigling ihre Schrift beschliesst, für sich in Anspruch genommen:

«Demokratie ist die Berechtigung aller, für das Wohl des Staates zu sorgen.»

Ein soziales Gebot für den hauswirtschaftlichen Unterricht

Mit dem Unterricht im Kochen für unsre Töchter im letzten Schuljahr (8. Klasse oder 2. Sekundarklasse) geht parallel die Einführung in die Ernährungslehre. Dort wird auch - ausdrücklich im Lehrplan verlangt - die Frage der Genussmittel behandelt, also im besondern der Besprechung des Alkohols Zeit und Ernst gewidmet.

Noch einmal ergibt sich auf der Stufe der freiwilligen oder obligatorischen Fortbildungsschule Gelegenheit, sei es neben dem Kochen oder in Gesundheitslehre oder häuslicher Buchführung, ja sogar die Verpflichtung für die Unterrichtenden, auf die Gefahren des Alkohols hinzuweisen. Unsre jungen Töchter zeigen sich mehrheitlich im reiferen Fortbildungsschulalter sozial so aufgeschlossen, dass sie in diesem Kapitel des Unterrichts mit vollem Interesse und Wärme mitmachen, so dass ihnen wirklich auch die Verantwortung und Haltung der Hausfrau und Mutter dem Alkohol gegenüber klargelegt werden kann.

Solche Unterweisung hat aber nur dann Erfolg, wenn in der Praxis des Kochens auf der Stufe der Volks- und Fortbildungsschule konsequent keinerlei Alkohol verwendet wird! Das ist in vielen Gemeinden Gesetz, in andern fester Brauch und Verpflichtung der Hauswirtschaftslehrerin, wohl aus der Erkenntnis heraus, dass gerade in dieser Beziehung Theorie und Praxis übereinstimmen müssen.

Die Frage, ob wir als Frauen dieser Konsequenz zustimmen, scheint in jüngster Zeit neu zur Diskussion zu stehen. Welche Gründe liegen dafür vor? Zunächst bringt die starke moderne Alkoholreklame neue Lockung und Gefährdung. Dann trägt die Hotellerie durch ihre sogenannte «Feine Küche mit Alkoholzutaten» neue Gewohnheiten in unser Volk; durch vieles Reisen und vermehrtes Essen in den Gasthäusern gewinnt oft auch der Jugendliche Geschmack an dieser Infiltration von Wein und Schnaps in den Speisen. In Kochrezepten der Zeitschriften wird nur zu oft (siehe Kilian oder Marianne Berger) der Alkoholzutat besonders feierlich Gewicht zugemessen, obschon Weine wie Schnäpse die Nahrung auch heute noch wesentlich verteuern. - Im ganzen könnte man da wie in andern Belangen deutlich von einer Art Verwahrlosung durch Hochkonjunktur sprechen.

Wer wie die Schreibende durch 38 Jahre Schulpraxis auf allen Stufen, in allen Arten von Kursen arbeiten konnte, möchte seine Erfahrung den jungen Hauswirtschaftslehrerinnen, aber auch den Müttern unsrer aufwachsenden Töchter kundtun.

Gerade in der Arbeit mit der 7. und 8. Klasse wurde es mir früh klar, dass ich keine Alkoholika verwenden werde, war doch in mancher Familie teilweise oder gar tiefes Elend durch Trunk eingekehrt. Wie sollten wir da der Mutter einen Vorrat an Wein oder eine Rumflasche in ihren Küchenschränken wünschen, wo sie oft im Kampf gegen gefährliche Trinksitten des Vaters oder der aufwachsenden Söhne steht! Acht Jahre sozialer Arbeit neben dem Lehramte in der Jugendschutzkommission bestärkten mich dann in meiner Überzeugung, und diese gab mir Kraft, auch in den Kochkursen für junge Männer (die ich in St. Gallen gründete und durch 6 Jahre führte), konsequent zu bleiben. Und wir haben gut, ja fein gekocht, das können wohl Schüler und Schülerinnen aus allen Ständen bezeugen! Besonders in den fortgeschrittenen Abendkursen für Frauen wie auf der Stufe der hauswirtschaftlichen Mittelschule - an der Töchterschule Talhof St. Gallen -, galt es, über die Alltagskost hinaus auch für grössere Ansprüche bereit zu sein. Kolleginnen verschiedenen Alters und verschiedener Vorbildung halten da treu durch aus der sozialen Erkenntnis heraus. Glücklicherweise wissen wir auch die Schulleitung, Rektor, Frauenkommission und Schulrat auf unserer Seite. Sogar bei der schönen Gelegenheit eines festlichen Basars in unsrer Schule, wo verschiedene lustige Gaststätten von den grossen Schülerinnen (17- bis 18jährige) geführt wurden, konnten wir gut ohne Alkohol auskommen. Wenn wir unsre Frauenkommission, Kollegen oder Schul- und Stadträte zu Gast haben, bereiten wir mit der Klasse eine feine Mahlzeit, geben dazu als Trunk Traubensaft und Mineralwasser, und es ist sehr fröhlich bei solchen «Festessen».

Erfahrungen älterer Schulmeister werden oft mit der Bezeichnung «altmodisch» abgetan. Ich bin überzeugt, zusammen mit den meisten Fachkolleginnen, dass der Einfluss auf die Trinksitten im Hause auch heute noch sehr stark von der Schule her bestimmt wird, ganz besonders im hauswirtschaftlichen Unterricht. Da gibt es kein alt- oder neumodisch, da gilt nur gesund oder gefährlich, sozial verantwortbar oder sozial unverantwortlich!

So wünsche ich den Behörden, Frauen wie Männern, Verständnis und Mut zum Gebot, dass der Kochunterricht ohne Alkohol geführt wird, den Lehrerinnen Überzeugungskraft und auch Mut zur tapfern Stellungnahme den jungen Menschen gegenüber.

Gertrud Brack

Wir können die Alkoholnot nicht indirekt anpacken, sondern müssen es durchaus direkt tun, und zwar getragen von einer absolut konsequenten Einstellung. Alice Uhler

---

Die Schweizer Hausfrau hat mehr Niveau!

Auch *Deutschland* hat Sorgen mit dem Absatz seiner Weine! Genauso wie alle anderen Länder, deren Rebbau vor allem für die Herstellung von *Wein* dient und nicht, wie z. B. in der Türkei, vor allem für alkoholfreie Produkte (Tafeltrauben, getrocknete Trauben, Trauben-Dicksaft u. ä.). Auch in Deutschland werden deshalb immer neue Werbemethoden ausgeheckt, um den Weinabsatz zu fördern.

So wurde im Mai 1962 in Deutschland eine «Weinwoche» durchgeführt, deren Werbeparole lautete: «Zur Gesundheit - deutscher Wein». Wie die «Schweizerische Wein-Zeitung» (9. Mai 1962) mitgeteilt hat, nahmen erstmals auch die

deutschen Hausfrauenverbände

an dieser Wein-Werbung teil.

Westdeutschland steht in der internationalen Alkoholkonsum-Statistik zwar *nach* der Schweiz (jährlicher Konsum je Kopf in reinem Alkohol: Westdeutschland 7 Liter, Schweiz 9 Liter). Aber auch in Westdeutschland hat das Wirtschaftswunder - neben allerlei andern ungefreuten Erscheinungen - eine starke Zunahme des Alkoholkonsums zur Folge, während die Sicherheit im Strassenverkehr, am mechanisierten Arbeitsplatz usw. gerade eine *entgegengesetzte Entwicklung* verlangt. Die deutschen Hausfrauenverbände handelten sicher nicht im Interesse des Wohles ihrer Familien und des deutschen Volkes, wenn sie sich in den Dienst der Weinpropaganda einspannen liessen.

Es bedeutet wohl ein Kompliment für die *Schweizer Hausfrau*, wenn man sagen darf, *sie* hätte eine solche Zumutung aus Weinhandelskreisen sicher energisch zurückgewiesen.

Welch schönere, im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt liegende Aufgabe wäre es für die deutschen Hausfrauenverbände gewesen, wenn sie sich, statt für den Wein zu werben, eingesetzt hätten für eine grosszügige Umstellung des deutschen Weinbaus auf *Reb*bau, d. h. für die Umstellung der Kulturen auf eine dem Klima angepasste *Tafeltraube* und für eine grosszügige Förderung und Propagierung von *Traubensaft*.

I. S.

Aus unseren Ortsgruppen

Der Appenzeller-Zeitung Herisau entnehmen wir:

Wachsender Verkehr – zeitgemässe Gastfreundschaft

Unter diesem Motto führten der Bund Abstinenter Frauen, der Landfrauen-Verein, der Samariterinnen-Verein und der Verein für Volksgesundheit am letzten Donnerstag einen öffentlichen Vortrags- und Degustationsabend im Hotel «Löwen» in Herisau durch. Nach eindrücklichen Einleitungsworten von Polizeichef Stamm über das Problem «Verkehr und Alkohol» wurde von der Gastreferentin, Frau Pfarrer I. Rudolf aus Zürich, eine Einführung in die Vielfalt der alkoholfreien Getränke, die der Markt heute den Konsumenten anbieten kann, gegeben. Frau Pfarrer Rudolf war ganz besonders dazu berufen, hat sie doch an der Seite ihres Gatten, der früher in Herisau als Pfarrer tätig war, massgeblich zur Verbreitung der alkoholfreien Getränke in der Schweiz beigetragen. Die dargebotene Theorie wurde sodann in der Praxis angewendet, indem die Anwesenden die verschiedensten alkoholfreien Getränke, vom Vermouth bis zum Milchdrink, selber kosten durften. Als Einlage zeigte Herr Stamm noch einige Lichtbilder über die Folgen, die ein übermässiger Alkoholgenuss auf der Strasse bewirken kann. Diese Bilder, alle auf Grund von Unfällen in Herisau und der Umgebung aufgenommen, sprachen eine deutliche Sprache. Mit einem Aufruf, den Kampf gegen den Alkohol verschärft weiterzuführen, schloss Frl. Clara Nef die Veranstaltung.

Ziel des Abends war es, vor allem zu zeigen, dass es heute möglich ist, eine zeitgemässe Gastfreundschaft auch ohne alkoholische Getränke zu pflegen, dass dabei auch der Gesundheit ein Dienst erwiesen wird und zugleich der Kampf gegen den Alkohol am Steuer wirksam unterstützt werden kann. Dieser höchst aktuelle Anlass hätte es verdient, von einem noch weit zahlreicheren Publikum beachtet worden zu sein.

i.

ANNA KULL-OETTLI 8

Frank erweckt Amerika

Leben und Werk von Frances Willard

Verlag A. Francke AG, Bern 1939
Copyright by A. Francke AG, Verlag, Bern

Man muss bedenken, dass Frances Willard keine kleinliche Abstinentin war, die nur für die Verbannung der alkoholhaltigen Getränke Verständnis hatte. Durch eine bloss negative Arbeit wäre sie nie die bedeutende Frau geworden, die sie wurde, und hätte auch der Bund abstinenter Frauen nie die weltumfassende und grösste Frauenorganisation der Erde werden können. Frances Willard baute auf; sie arbeitete für «Gott, Heim und Vaterland» oder mit anderen Worten für die Beschützung jeder einzelnen Familie und damit auch des gesamten Volkes vor allem Schädlichen und Bösen und für den Sieg der christlichen Liebe auf Erden. Daher erscheint es heute selbstverständlich, dass sie auch für die Gleichberechtigung von Mann und Frau arbeiten wollte und im Frauenstimmrecht ein Mittel für ihren Zweck erkannte. Sie war ja schon dadurch, dass sie gemeinsam mit ihrem Bruder Oliver erzogen worden war, an die Gleichberechtigung von Mann und Frau als etwas ganz Selbstverständliches gewöhnt. Sie kannte auch verschiedene Führerinnen im Kampf für das Frauenstimmrecht, wie z. B. Susan Anthony. Nur war es ihr bis jetzt nicht in den Sinn gekommen, dass sie sich selber tätig für das Frauenstimmrecht einsetzen sollte. Aber eines Morgens, als sie auf den Knien lag und vom Himmel Hilfe für ihre Arbeit erflehte, hörte sie plötzlich eine Stimme in ihrem Innern, die von oben kam und ihr deutlich befahl: «Du musst für das Frauenstimmrecht eintreten, als einer Waffe für den Schutz des Heimes.» Und gleichzeitig flog auch ein vollständiger Plan von Beweisen und Gründen durch ihren Sinn —, erzählt sie selber. Dieser Eingebung blieb sie treu. Nichts veranlasste sie mehr, ihre neue Ueberzeugung zu verschweigen. Ob willkommen oder nicht, die Worte mussten über ihre Lippen. Im Jahre 1876 hielt sie, nach Versuchen an kleineren Versammlungen, ihre erste wichtige Rede für das Frauenstimmrecht an der nationalen Jahresversammlung in Newark Um so etwas bei diesem Anlass zu wagen, musste sie alle ernsten Bitten ihrer Freundinnen missachten und es auf sich nehmen, fast alle ihre Kolleginnen, die diese Sache als viel zu gefährlich erachteten, vor den Kopf zu stossen. Aber Frances wusste, dass die Zeit gekommen war. Tapfer ging sie voran.

Ihre Freundinnen sassen traurig oder bestürzt da. Sie wollten gar nicht überzeugt werden, sie hassten diese radikalen Ansichten. Viele von ihnen waren erst so weit, dass sie zu den Sitzungen kamen, um in Ruhe ein wenig für die Volksgesundheit zu beten. Und hier stand diese ernsthafte Rednerin, brachte Gründe vor, mit denen man einverstanden sein musste, nahm gefangen durch die Art, wie sie diese Dinge sagte, machte Eindruck durch ihre Ehrlichkeit und führte die Zuhörerinnen gegen ihren Willen in das Lager, das sie hassten und fürchteten. Eine alte, grauhaarige Dame schluchzte auf: «Frances Willard hat mich einfach überzeugt, dass ich wünschen soll, stimmen zu können, und ich will es doch gar nicht.» So ging es noch vielen Frauen. «Sie hätten unsere Führerin sein können, aber jetzt werden Sie nur eine Einzelgängerin sein», rief ihr eine andere Frau zu. Und die würdige Vorsitzende fühlte sich gezwungen, zu erklären: «Die W. C. T. U. kann nicht verantwortlich gemacht werden für das, was heute hier gesagt wurde. Wir Frauen haben keine Lust, unsere Kleider durch den Schmutz der Politik zu schleppen.»

Jedoch schon nach drei Jahren war Frances Willard wirkliche Führerin dieser Frauen. Sie hatten die Arbeit für das Frauenstimmrecht in ihr Programm aufgenommen. Die so gefürchteten Gedanken waren auch die ihren geworden.

Früher oder später wäre es auch ohne die Führung durch Frances Willard so weit gekommen, denn sie zeigte nur den natürlichen Weg, auf dem die Frauen vorwärtsgehen müssen, wenn sie die Welt verbessern wollen, aber Frances Willard führte sie rascher auf diesen Weg, trieb sie darauf voran und leistete so der ganzen Frauenbewegung einen grossen Dienst. Sie tat es, weil sie furchtlos war und keine Mühe und Gefahr scheute, wenn sie etwas für recht anerkannt hatte. Zuerst bedeutete ihr Vorgehen Verlust von Anhängern, Macht und Ansehen, denn in jenen Tagen war eine Frauenrechtlerin noch mehr verschrieen als später. Aber gegenüber einer so geachteten und beliebten Frau wie Frances Willard konnte die Ablehnung, wie wir bereits erfahren haben, nicht lange dauern. Schon an der nächsten Jahresversammlung schlug man Frances als Präsidentin der W. C. T. U. vor. Noch lehnte sie aber die Wahl ab.

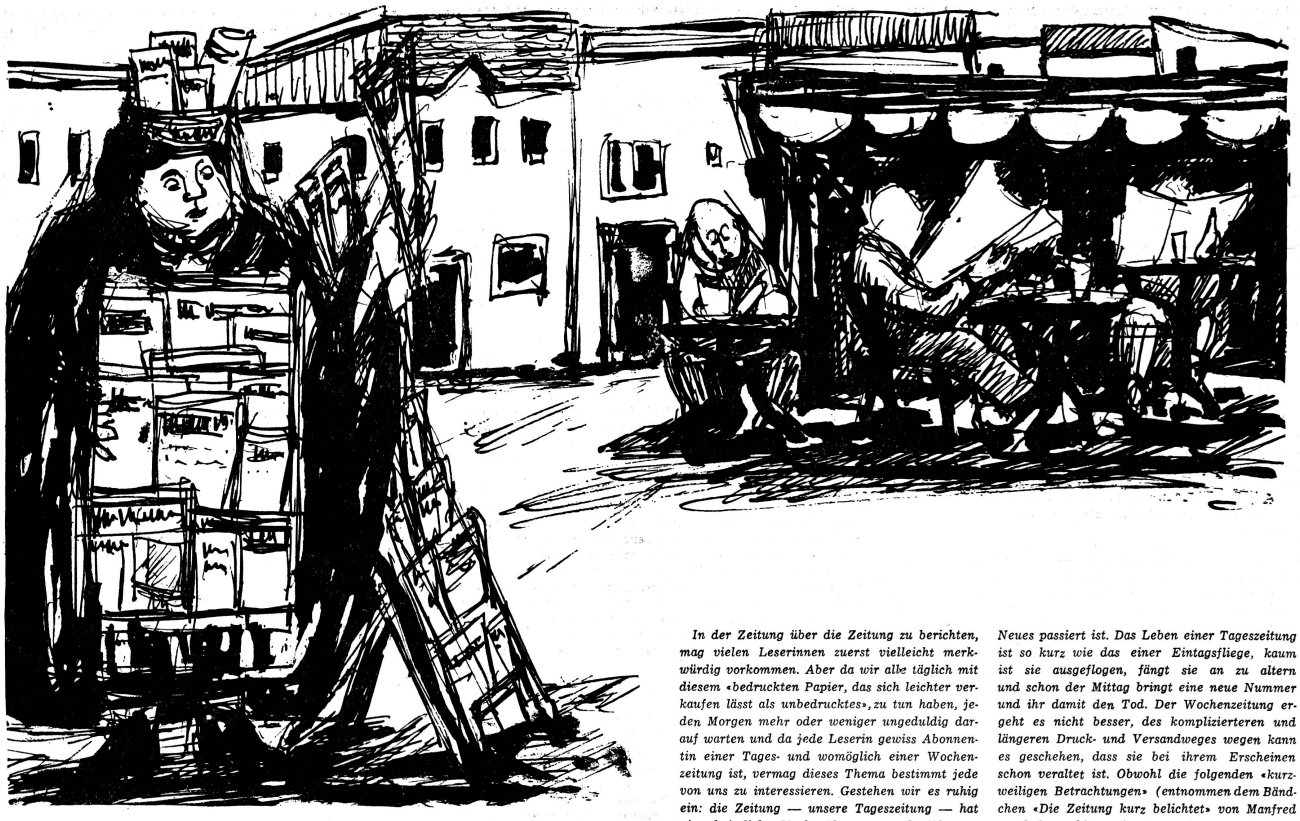
An der genannten Versammlung in Newark wurde auch beschlossen, den Kongress, das heisst die gesetzgebende Behörde der Vereinigten Staaten, zu bitten, die Kosten und Folgen des Alkoholhandels zu untersuchen, und — das war die Anregung von Frances Willard — Arbeiter- und Abendschulen zu gründen. Das Arbeitsmotto «Für Gott, Heim und Vaterland» wurde für den ganzen Bund angenommen.

Bald nach dem Kongress von Newark machte sich Frances Willard frei von ihrer Arbeit in Chicago. Zuerst begann sie mehr Evangelisationsarbeit zu leisten, indem sie vorübergehend mit dem bekannten Erwecker Dwight L. Moody zusammenarbeitete. Diese Arbeit sagte ihr sehr zu, und sie hatte grossen Erfolg mit ihren Frauen-Evangelisations-Versammlungen. Natürlich spielte der Abstinenzgedanke auch in diesen Versammlungen eine grosse Rolle. In einer derselben lernte sie Anna Gordon kennen, die später ihre Freundin, stete Begleiterin, Sekretärin und Nachfolgerin wurde. Anna Gordon opferte ihr ganzes Leben Frances Willard und ihrer Arbeit. Sie sorgte für Frances' Nahrung und Kleidung, nahm ihr alle Kleinarbeit ab und begleitete sie auf allen Reisen. Ohne ihre Hilfe hätte Frances Willard nicht so grosszügig arbeiten können, wie sie es tat. Es ist bezeichnend für das christliche Leben, das Frances führte, und für die tief religiöse Auffassung, die sie von ihrem Beruf hatte, dass sie zu dieser Zeit die Worte des Apostels Paulus, «und alles, was ihr tut, in Worten und in Werken, das tut alles in dem Namen des Herrn Jesu und danket Gott und dem Vater durch ihn» (Kol. 3, 17), als ihr Lebensmotto wählte.

Im Jahr 1878 starb ganz unerwartet Franks Bruder Oliver, dessen grosse Begabung und geniale Natur sie nicht genug rühmen konnte. Frances führte seine Arbeit, die Herausgabe der «Chicagoer Abendpost», mit ihrer tapferen Schwägerin viele Wochen lang weiter und ordnete seinen Nachlass.

Im Jahre 1879 wurde Frances Willard an der Jahresversammlung der W. C. T. U. in Indianapolis an der schon zwanzig Staaten vertreten waren, als Präsidentin für das Unionsgebiet gewählt. Dieses Mal nahm sie die Wahl an. Von diesem Augenblick an ist die Geschichte ihres Lebens auch die Geschichte des Christlichen Bundes abstinenter Frauen.

(Fortsetzung folgt)



In der Zeitung über die Zeitung zu berichten, mag vielen Leserinnen zuerst vielleicht merkwürdig vorkommen. Aber da wir alle täglich mit diesem «bedruckten Papier, das sich leichter verkaufen lässt als unbedrucktes», zu tun haben, jeden Morgen mehr oder weniger ungeduldig darauf warten und da jede Leserin gewiss Abonnentin einer Tages- und womöglich einer Wochenzeitung ist, vermag dieses Thema bestimmt jede von uns zu interessieren. Gestehen wir es ruhig ein: die Zeitung — unsere Tageszeitung — hat eine heimliche Macht über uns und viele von uns können ihr Tagewerk erst anfangen, nachdem sie einen — wenn auch oberflächlichen — Blick über die verwirrende Fülle von Ueberschriften geworfen haben, um zu sehen, was während der vergangenen Nacht in der Welt wieder Neues passiert ist. Das Leben einer Tageszeitung ist so kurz wie das einer Eintagsfliege, kaum ist sie ausgeflogen, fängt sie an zu altern und schon der Mittag bringt eine neue Nummer und ihr damit den Tod. Der Wochenzeitung ergeht es nicht besser, des komplizierteren und längeren Druck- und Versandweges wegen kann es geschehen, dass sie bei ihrem Erscheinen schon veraltet ist. Obwohl die folgenden «kurzweiligen Betrachtungen» (entnommen dem Bändchen «Die Zeitung kurz belichtet» von Manfred Barthel, erschienen im M.-A.-Klieber-Verlag) die Tagespresse betreffen, gilt vieles auch für die Wochenzeitung und vor allem auch für das Frauenblatt, dessen eigene Aspekte wir zu einem späteren Zeitpunkt einmal beleuchten wollen.

RST

Die Zeitung – kurz belichtet

Zeitungen sind Zeit-Zungen

Sie ist weiss wie die Unschuld, schwarz wie die Sünde und flüchtig wie eine Schäferstunde – aber sie ist pünktlich wie ein neuer Geliebter und beständig wie eine tugendsame Ehefrau: die Zeitung. Sie ist weiblich. Vielleicht hat sie deshalb immer etwas zu sagen. Auch dann, wenn es eigentlich nichts zu sagen gibt.

Wie macht sie das? Das grösste Wunder für den treuen Abonnenten ist, dass jeden Tag genausoviel passiert, wie in der Zeitung Platz hat. Ob die Welt den Atem anhält, weil eine noch grössere, noch brisantere Bombe explodiert oder ob ebendiese Welt, statt mit neuen Sensationen aufzuwarten, ins Grüne fährt: die Zeitung braucht ihre Nachrichten, und sie hat sie.

Noch nie erschien eine Zeitung nicht, weil sie nichts Neues zu melden hatte. Und die Schlagzeile:

Sensationeller Mangel an neuen Nachrichten!

ist nur ein Alptraum erholungsreifer Umbruchredakteure.

Oft aber erschienen Zeitungen nicht, weil zuviel in der Welt passierte. Denn die Presse ist ihrer ganzen Struktur nach mit der Politik verquickt. Der Sekundenzeiger der Weltgeschichte – das ist die Zeitung.

Deshalb kann sie auch genausowenig objektiv sein wie die Geschichtsschreibung. Täglich hat sie zehnmal soviel Nachrichtenfutter vorliegen, als sie verwenden kann. Es muss ausgewählt werden. Jede Auswahl aber ist subjektiv. So steht unsichtbar die Frage: «Was ist für meinen Leser interessant?» über jeder Zeile, die in einer Redaktion geschrieben wird. Und damit wird ein Geheimnis aller Zeitungen offenbar: Die Zeitung ist zwar direkt das Produkt von ein paar Dutzend Menschen – indirekt aber wird sie von Hunderttausenden gemacht: von den Lesern.

Nicht, dass sie ihnen zu Munde redet – aber dass sie das sagt, was für ihre Leser wichtig ist, das macht eine Zeitung zum Leib- und Magenblatt. Die unheimliche Macht der Presse – oft genug ist sie die heimliche Macht der Leser.

Die Presse in der «Presse»

Immer wieder haben Diktaturen die Presse zu knebeln versucht. Gerade dann aber zeigte sich in ihrer Ohnmacht die Macht der Presse. Denn ein Verbot kann zwar ein Blatt zum Verstummen bringen, der Geist aber, aus dem heraus die Zeitung gemacht wurde, ist nicht zu töten. Auch wenn die Presse schweigt, ist es ein beredtes Schweigen. Friedrich der Grosse kam erst im Laufe seiner Regierung zu dieser Erkenntnis und damit zu seinem königlichen Satz: «Gazetten, wenn sie interessant seyn sollten, müssten nicht geniret werden.»

Jahre zuvor war er in ein Abenteuer mit dem Kölner Journalisten Ignatz Roderique auf nicht sehr königliche Weise verwickelt. Der wackere Herr Roderique hatte in seiner Zeitung gegen Friedrich II. Partei ergriffen. Darauf schickte der König seinem Gesandten in Köln 100 Taler mit dem Auftrag, einen Schlagebold zu dingen, der dem Journalisten nachts auflauern sollte. Das geschah auch. Wir wissen sogar – da die Abrechnung mit preussischer Genauigkeit erfolgte –, dass der fridericianische Catcher nur 50 Taler bekam!

Ein weiter Weg von dieser Art der Prügelstrafe für Journalisten, über die Erkenntnis, dass Zeitungen notwendige Übel seien, bis zu der Äusserung von Papst Pius X: «Meine Vorgänger weihten die Schwerter und Waffen christlicher Krieger, ich ziehe es vor, den Segen Gottes auf die Feder eines christlichen Journalisten herabzuflehen.»

Aber die Zensur, diese Zwangsjacken-Ausgeburt phantasieloser Bürokraten, hat in der Geschichte der Presse ihr indirektes Verdienst. Sie zwang wieder und wieder Zeitungsleute, Umwege einzuschlagen, um ihre Meinung an den Leser zu bringen. Manchmal sind diese Notbehelfe zum festen Bestand der Zeitungen geworden. Eine so liebenswürdige Abteilung wie das Feuilleton zum Beispiel ist ein Produkt, das erst unter dem Druck der napoleonischen Zensur aufgeblüht ist. In diesem so scheinbar ganz auf künstlerische Themen ausgerichteten Gebiet konnte man am ehesten journalistische Nadelstiche gegen das Regime anbringen, ohne dass der Zensor sofort dahinterkam.

Das galt 1800 ebenso wie 1940. Die Zeitungszensur hat zu allen Zeiten unter den Journalisten die Spreu vom Weizen getrennt. Die einen fügten sich, die anderen wuchsen über sich hinaus. Zeitungsschreiber wie Zeitungsleser entwickelten ein Feingefühl, eine geradezu seismographische Begabung, zwischen den Zeilen zu schreiben und zu lesen.

Sie fanden sich so zu einer gemeinsamen Front gegen die Macht der Zensur. Und oft genug gelang es ihnen, den bürokratischen Schnüfflern ein Schnippchen zu schlagen.

Die Technik entscheidet

Heute ist die Presse wieder frei. Aber diese Freiheit ist kostspielig.

Sie verlangt schnellste und genaueste Informationen. Das ist teuer. Am teuersten aber sind sichere Nachrichtenquellen.

Eine Zeitung allein kann das nicht finanzieren. So schlossen sich verschiedene Blätter zusammen, gründeten Nachrichtenagenturen.

Schnellpresse und Linotype-Setzmaschine – erst diese beiden schufen die technischen Voraussetzungen für die Massenpresse unserer Zeit. Beide wurden von Deutschen erfunden, und beide Erfinder mussten ins Ausland gehen, um weitblickende Männer zu finden, die sich für die praktische Erprobung dieser neuen Maschinen einsetzten.

Frisch wie warme Semmeln

Aber schon genügt den Boulevard-Blättern die fettgedruckte Schlagzeile nicht. Schon wird das Photo als zusätzlicher Blickfang benutzt. Vorbei sind die Zeiten, dass Bilder den Text anschaulicher machten. Heute ist in den Strassenblättern ohne Abonnentenstamm, in den Zeitungen mit Stundenaktualität, die Ausschaltung des Textes beinahe bis auf einige Bildunterschriften geglückt.

Boulevardblätter leben von der Sensation. Was nicht ausschliesst, dass auch dahinter immer Verantwortungsbewusstsein stehen sollte und müsste. Nein, muss!!

Die Männer, die solche Blätter machen, fiebern nach dem Nervenkitzel für Seite 1, aber sie suchen – ebenso intensiv – nach der kleinen menschlichen Story. Sie wissen genau, dass die pure Sensation blass bleibt ohne menschlichen Hintergrund. Oft ist die Schlagzeile grösser als der Text der Nachricht. Immer aber ist sie aktuell. Der Zeitungshändler, der am Abend auf die Frage nach einer Mittagszeitung erklärte: «Herr, ich bin doch kein Antiquariat!» kannte seine Boulevardpresse.

Pünktlich wie der Milchmann . . .

Manche Blätter aber, die englische «Times» zum Beispiel, halten so sehr auf ihre konservative Form, dass sie 1914 die Nachricht vom Kriegsausbruch nicht um einen Grad grösser aufmachten, als alle ihre anderen Nachrichten.

Die «Times» kann sich so etwas leisten und die meisten Blätter mit festem Abonnentenstamm auch. Ja, ihre Abonnenten wären vielleicht sogar konsterniert, wenn «ihre» Zeitung morgens oder abends zur gewohnten Stunde, obs stürmt oder schneit, gar nicht oder in einem anderen Gewande käme, als man es jahrzehntelang gewöhnt war. Gewohnheit spielt bei den Abonnementsblättern eine entscheidende Rolle. Vielleicht schimpft gelegentlich der Bezieher, weil ihm das Rätsel zu schwer oder der Sportteil zu klein ist. Aber es fehlte ihm etwas, käme mit den frischen Brötchen nicht auch die Zeitung.

Jede Zeitung hat begreiflicherweise den Wunsch, möglichst viele Leser, also eine möglichst hohe Auflage zu haben. Denn die Auflage bestimmt den Wert einer Zeitung. Das hört man oft. Doch es stimmt nur bedingt. Nicht nur die Zahl, auch der Leserkreis entscheidet.

Nie verlegen: Der Verlag

Ob Boulevardblatt, Familienanzeiger oder anspruchsvolle Wochenzeitung – hinter jeder Publikation steht der Verlag. «Die graue Eminenz» jeder Zeitung.

Spitze Zungen behaupten, Zeitungsverleger seien Menschen, die entdeckt hätten, dass bedrucktes Papier mit mehr Gewinn zu verkaufen sei als unbedrucktes. Wären Zeitungsverleger wirklich nur auf schieren Gewinn erpichte Kaufleute – sie könnten sich in anderen Branchen schneller und risikoloser eine goldene Nase verdienen!

Es gibt Blätter, deren Verkaufspreis so kalkuliert ist, dass jeder neue Leser keinen Gewinn, sondern eine Belastung für den Verlag bedeutet. Schon das Papier allein für jede Nummer kann teurer sein als der Verkaufspreis der Zeitung. Sogar Kreise, die nicht mit Verlegern verwandt oder verschwägert sind, bestätigen diese Behauptung. So unglaublich das klingt, so wahr ist es: Die Summe aller Posten, die zur Herstellung einer Zeitungsnummer notwendig sind, wie Papier, Druck, Redaktion und Vertrieb, liegt, auf die Auflage aufgeteilt, höher als der Preis, den der Leser für ein Exemplar bezahlt. Also, könnte man daraus folgern, sind alle Zeitungsverleger merkantile Trottel oder Wohltäter?

Aber nicht doch! Es ist vielmehr so, dass jede Zeitung subventioniert wird. Keine Angst! Nicht vom Staat, nicht von einer Partei. Denn so gern der Zeitungsverlag jede einzelne Zeitung verkauft, so entschieden lehnt er es ab, sich und sein Blatt für Geld kaufen zu lassen. Statt sich zu verkaufen, verkauft er Anzeigenraum.

Der grosse Geldgeber der Zeitungen in aller Welt ist der Inserent, der Anzeigenkunde.

Darüber ist zu allen Zeiten gesprochen worden. Am Journalistenstammtisch bei Luther & Wegner überlegte man eines Tages, ob nicht eine Zeitung ohne Verleger herauszugeben sei. P. A. Otte vom «Berliner Tageblatt», der während des Gesprächs an den Tisch kam, hörte eine Weile zu und brachte dann die Diskussion auf den kürzesten Nenner: Wenn Verleger von ihren Redakteuren im Stich gelassen werden, gründen sie eine Anzeigenexpedition.

Wenn Journalisten von ihrem Verleger im Stich gelassen werden, machen sie eine Zeitung.

Das Geld der Inserenten

Die Zeitung stellt Raum für eine private Mitteilung zur Verfügung und verlangt dafür Geld. Ein klares Geschäft! Und zwar verlangt sie so viel, dass damit nicht nur der jeweilige Aufwand an Papier, Druckkosten und Vertrieb abgedeckt wird, sondern ein Erhebliches mehr. Wie viel mehr, richtet sich nach dem Werbewert der Zeitung. Denn selbst Zeitungen mit gleich hoher Auflage können durchaus einen unterschiedlichen Werbewert haben. Entscheidend ist, wie intensiv und von welchen Kreisen das Blatt gelesen wird. Ob es eine Strassenbahnlektüre ist, die man nach einigen Stationen liegen lässt, oder ob es eine Zeitung ist, die mit Vorliebe von – wie heisst es doch so sinnig – bessergestellten Kreisen in Ruhe gelesen wird. Um möglichst lange dem Leser vor Augen zu sein, drängen sich die Inserenten in die Wochenendausgaben. So mancher Redakteur hat über diese Tatsache graue Haare bekommen.

Das Geld der Inserenten ermöglicht es einer Zeitung, so vielseitig – Sie können es wörtlich, aber auch übertragen nehmen – zu sein, wie es der Leser heute erwartet. Die Anzeigen sind für die Zeitung, was der Dampf für die Lokomotive ist: die grosse bewegende Kraft.

Es ist also ein Geschäft auf Gegenseitigkeit: der Inserent benutzt ein Blatt als Werbeträger, weil es wegen seines umfassenden Inhalts viel gelesen wird, die Zeitung wiederum kann so fesselnd gemacht werden, weil das Geld der Inserenten ihr die Möglichkeit dazu gibt. Der Jahrmarkt des Lebens – der Anzeigenteil ist heute selbstverständlicher Bestandteil jedes Blattes. Er wird beherrscht von der Grossanzeige der Markenartikelfirmen, die mit genauen Platzvorschriften (die rechte Zeitungsseite ist immer der bessere Blickfang) und manchen Sonderwünschen schon ganze Redaktionen

zur Raserei brachten. Sie werfen ausgewogene typographische Seitenaufteilung über den Haufen, nehmen mehr Platz in Anspruch als vorgesehen, und was der kleinen Freuden beim Umbruch mehr sind.

Reklame-Gackern muss sein

Der Ursprung des Anzeigenteils war die Kleinanzeige.

Lediglich ihr Name ist ein Kleinprodukt unserer Zeit der Kleinkinder, Kleintierhalter, Kleinautos und Kleinpreiswarenhäuser.

Es war – man staune – ein honettes Frauenzimmer «ledigen Standes», das 1738 zum ersten Male in den «Frankfurter Anzeigen-Nachrichten» ihr Eheglück, «je ehender je lieber», suchte.

Unseren Gruss der entschlossenen Dame, der Urmutter der familiären Kleinanzeige!

Anzeigen müssen aktuell sein wie die Zeitung selbst, wenn sie wirken sollen. Man muss wissen, was im Augenblick auf den Leser wirkt und welche Ausdrucksform ihn anspricht. Vorbei die Anzeigenseiten mit Hinweisfingern und Krikelkrakelzeichnungen – wer heute ein Grossinserat in eine Zeitung gibt, setzt seinen ganzen Stolz darein, auch ein graphisch ausgewogenes Bild zu servieren.

Der Einfluss der Anzeigen auf die Gestaltung einer Zeitung ist gross, so gross, dass fanatische Journalisten das Wort prägten: «Die Zeitung ist ein Sammelsurium von Anzeigen, die durch den Lesestoff verkauft werden!»

Aber jeder, der wirklich mit der Zeitung verwachsen ist, weiss, dass durch ebendiese Anzeigen, durch ihre graphische Gestaltung und ihre Platzvorschriften, zwar die kleine Freiheit der Gestaltung einer Seite eingeengt wird, dass aber durch sie die grosse Freiheit für die geistige Linie eines Blattes erkauft wurde. Denn auch der Anzeigenkunde weiss, dass sein Inserat nur Vertrauen findet, wenn es in einem im ganzen um Glaubhaftigkeit bemühten Blatt erscheint.

Nur der Leser weiss nicht, dass er für seine 15 Pfennige pro Tag ein Mehrfaches an Wert dazugeschenkt bekommt – finanziert durch die Anzeige.

Für die Notwendigkeit der Reklame hat der amerikanische Werbefachmann William Fields ein verblüffendes Beispiel angeführt: «Enten legen ihre Eier in aller Stille, Hühner gackern dabei. Erfolg: keiner kauft Enteneier, alle wollen Hühnereier. Also: Reklame-Gackern muss sein.»

An der Kasse: Der Verleger

Das Geld für die Anzeigen aber bekommt nicht die Redaktion – es fliesst zum Verlag. Er ist der Bankhalter jeder Zeitung. Er bestimmt, wie hoch die Ausgaben für Werbung, Redaktion und alles, was mit dem Zeitungsbetrieb zu tun hat, sein dürfen, wieviele Zeitungen gedruckt werden und wieviele Seiten Umfang jede Ausgabe haben kann. Ob Vorschuss, Reportagespesen, neue Schreibmaschinen oder Weihnachtsgratifikation – der Verlag spricht das letzte Wort.

Längst vorbei die Zeiten, da Chefredakteur und Verleger ein und derselbe waren – heute hat jeder seinen festumrissenen Arbeitskreis. Aber diese beiden Arbeitskreise – hier Redaktion und da Verlag – tun etwas, was für Kreise sehr ungewöhnlich ist: Sie berühren sich an mehreren Punkten. Ja, sie überschneiden sich sogar mitunter. – Also muss der Verleger wie der Chefredakteur bereit sein, die Argumente des Partners in seine Überlegungen mit einzubeziehen. Eine Arbeitsart, die von beiden vor allem eines verlangt: Persönlichkeit.

Ohne Liebe zum Journalismus geht es nicht im grossen Gefüge der Zeitung. Nicht mal beim Verleger. Er bleibt für die Redaktion verhältnismässig im Hintergrund und doch – vom Botenmeister bis zum Chef vom Dienst – führt bei allen persönlichen Anliegen der Weg erst einmal zu ihm. Er ist für das menschliche Klima in Redaktion und Verlag verantwortlich. Vermickerte, bekümmerte Mitarbeiter sind schlechte Mitarbeiter.

Scherl, Ullstein, Mosse und in den USA Hearst sind Verlegernamen, ohne die eine Zeitungsgeschichte nicht geschrieben werden kann. Genau im Schnittpunkt von Geld und Geist, Technik und Gefühl muss der Schreibtisch des Verlegers stehen.

Erster unter Gleichen: Der Chefredakteur

Was hat denn dann der Chefredakteur noch zu tun, wenn der Verleger so tüchtig ist? Genug, genug! Der Chefredakteur hat zuerst mal dafür zu sorgen, dass er für sein Blatt die besten Mitarbeiter bekommt, die zu bekommen sind. Das ist gar nicht so einfach, denn schliesslich hat jedes Blatt seinen eigenen Stil. Nun gilt es, Mitarbeiter zu finden, die diesen Stil treffen. Nicht jeder gute Journalist ist für jedes Blatt gut.

Natürlich ist der Chefredakteur nicht nur Nachwuchsförderer und Talententdecker. Viel wichtiger ist dies: er bestimmt den geistigen Kurs des Blattes. Er sorgt dafür, dass dieser Kurs eingehalten wird, Tag für Tag und von allen Sparten, die übrigens im Zeitungsdeutsch Ressorts heissen. Ob Lokales, Wirtschaft, Sport, Politik oder Feuilleton – über allem steht der Chefredakteur. Denn Redakteure sind seltsame Wesen: sie wollen alle das Beste für ihr Blatt, versteht sich. Aber das Allerbeste wollen sie für ihr Ressort.

So gibt es kaum eine Redaktionskonferenz ohne den Kampf der Ressorts um mehr Platz. Jeder Ressortchef hat gerade für den nächsten Tag einen «Knüller», einen besonders interessanten Artikel vorbereitet, und bei jeder Kürzung des Ressortplatzes schreit er auf, als litte er körperliche Qualen. Auch diesen frischfröhlichen Kleinkrieg zwischen den einzelnen Ressorts hat der Chefredakteur zu schlichten. Tag für Tag schwebt er als guter Geist über den Wassern, denn auch bei der besten Zeitung wird mit Wasser gekocht. Er braucht nichts von Sport zu verstehen oder von der Mode, aber er muss spüren, ob der Sportteil seines Blattes nach Stil und Aufmachung sich in das Gesamtbild seiner Zeitung einfügt. Ein Chefredakteur ist kein Diktator. Er ist der erste unter Gleichen.

Menschen, Blei und Papier

Wir haben von der Technik gesprochen. Wir haben die Organisation der Zeitung beleuchtet. Nun wird es Zeit, dass die zu Worte kommen, die diese Mischung aus Technik und Betrieb sinnvoll vereinen: die Menschen in Setzerei und Redaktion.

Das schönste blütenweisse Glanzpapier, der brillanteste Vierfarbdruck – es bedeutet nichts, wenn nicht dahinter ein ordnender Geist zu spüren ist.

Was sind das nun für Menschen, die tagaus tagein der Mitwelt ihre Meinung sagen? Die dem Reiz des heissen Bleis, das aus der Setzmaschine in Zeilen purzelt, erlegen sind? Die dem Tag dienen und ihn beherrschen?

Wer sich etwa des Morgens gegen neun Uhr neben die Pförtnerloge eines Verlagshauses stellen wollte, um die Gesichter der Menschen zu studieren, die eine Zeitung – und damit zu einem guten Teil die öffentliche Meinung – machen, wäre enttäuscht. Er würde vergebens auf die Redakteure warten. Sie sind lange vor dem Erwachen des Grosstadtlebens in der Redaktion – sie gehören dann zu einer Abendzeitung – oder sie kommen erst am Nachmittag. Dann ist ihre Zeitung eine von denen, die nachts entsteht, damit sie morgens in Ihrem Briefkasten steckt.

Viele Teile werden ein Ganzes

Journalisten sagen tatsächlich: wir machen eine Zeitung. Sie sagen nicht, wir arbeiten an, oder wir schreiben, oder wir redigieren eine Zeitung, nein, sie gebrauchen das unschöne Wort «machen». Und sie haben damit gar nicht unrecht. Denn unter ihren Händen entsteht etwas, das aus geistiger Arbeit zwar geschaffen, aber erst durch körperliche Tätigkeit gemacht wurde. Geistige Konzeption in der Redaktion, technische Machart in der Druckerei – das ist die grobe Aufteilung der Zeitungsarbeit. Im einzelnen aber gliedert sie sich in viele Fachgebiete.

Die *Innen- und Aussenpolitik.* Wer in diesem Ressort sitzt, ist überzeugt, dass eine Zeitung gemacht wird, damit er seine politische Konzeption recht vielen Lesern mitteilen kann.

Die *Lokalredaktion:* Hier meint jeder, er verteidige dabei die letzte Bastion des echten Journalismus, der sich seine Nachrichten selbst besorgt. (Er hat nicht einmal ganz unrecht damit.)

Die *Wirtschaftsredaktion* ist immer verzweifelt, weil niemand in der Redaktion die Bedeutung von Börsennotierungen richtig begreifen will.

Der *Sportteil* ist felsenfest überzeugt, dass es nur seine Artikel sind, die die Zeitung verkaufen.

Das *Feuilleton* geniesst Narrenfreiheit. Deshalb wird es oft zu einem Sammelsurium aller Gebiete, die in einer Zeitung behandelt werden müssen und keinen besonderen Platz haben.

Der Roman ist wichtiger als man denkt. Denn auch er gibt der Zeitung von Nummer zu Nummer ihre Kontinuität. Er wird in «Teelöffel»-Fortsetzungen verabreicht.

Zeitungsromane sind immer eine zweischneidige Sache. Sie sollen Niveau haben und zugleich allen Lesern gefallen. Nun finden Sie mal so einen Roman! Und nicht nur einen! Nein, rund zwanzig im Jahr pro Zeitung!

Der Redakteur und die Schreibmaschine

Was tun Redakteure eigentlich? Es gibt das boshafte Wort von den zwei Redakteuren, die zum Zerschneiden der Agenturmeldungen nur eine gemeinsame Schere hatten. So musste notgedrungen einer von ihnen tatsächlich hin und wieder etwas schreiben. Der Witz stammt sicher von jemandem, der den Zeitungsbetrieb nicht kennt. Ein Redakteur muss gar nicht schreiben können. Er kann ein Genie im Redigieren sein. Oder er hat die rechte Nase für Meldungen, die gross aufzumachen sind. Jener ist ein Streichgenie – er streicht zwei Schreibmaschinenseiten auf zehn Zeilen so zusammen, dass trotzdem der Extrakt erhalten bleibt. Ein anderer hat die typographische Begabung für den «Umbruch». Er kann die als lange «Fahnen» in die Setzerei flatternden Artikel-Abzüge so geschickt «umbrechen», dass der Gesamteindruck der Seite den Leser nicht verwirrt, sondern anspricht. Und jener wieder hat die Spezialbegabung, für die unterschiedlichsten Artikel, sei es über die Suezkanalkrise oder die Chlorophylgewinnung, die richtigen Überschriften zu finden.

Die Zeitung – in aller Munde

Wer so wie die Journalisten in der Öffentlichkeit steht, wird immer Zielscheibe für Spott, Zorn und Ärger sein. Schon 1770 erschien ein Spottartikel gegen jene Zeitungen, die immer zur rechten Zeit Sensationen parat haben. In dieser, als Nachlass eines Zeitungsschreibers zurechtgemachten Flugschrift heisst es:

«Privatbriefen zufolge befinden sich unter den Habseligkeiten dieses grossen Mannes 2000 feuerspeiende Berge, so wohl dressiert, dass sie auf den ersten Wink Schwefel, Pech, Harz und allerlei Unrat strömen lassen, sooft im Zeitungsblatt ein leerer Raum zu befürchten steht. Ferner 800 Stück Erdbeben, worunter die meisten aus Ost- und Westindien oder aus solchen Ländern unter den Polen sind, so kein Sterblicher jemals hingekommen.»

Was damals die feuerspeienden Berge, das wurde später die Seeschlange von Loch Ness.

Um die Stellung der Redakteure zu charakterisieren (und die Gelegenheit, ein Schillerzitat anzubringen, nicht zu versäumen), könnte man sagen: «Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt, schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte.»

Einer aus dem Kreis der alten Journalisten – Rudolf Geck von der Frankfurter Zeitung – hat seine Sorgen, seinen Ärger, aber auch seine Lust an diesem papiernen Handwerk formuliert:

«Auf jede Zeitung wird geschimpft, also auf die Männer, die sie schreiben, auch die eigenen Leser schimpfen. Wir sind immer die Karnickel, immer diejenigen, die es keinem recht machen. Zwar wollen wir das Beste, wir unterrichten uns vielseitig, sitzen in tiefer Nacht über Zeitungen und Büchern, wir zerreissen uns die Nerven, wir wollen recht gründlich und zugleich möglichst schnell vor das drohende Auge des Lesers kommen, wir kennen keinen achtstündigen Arbeitstag, gehen am Abend in Versammlungen, in das Theater, schreiben nachts, betreiben frühmorgens den Wiederaufbau Europas, quälen uns um Ministerkrisen, den lustlosen Weizen, um den Etat, um Schulen, um Siedlungen, wir reisen unbequem in ferne Länder, ihren Puls zu fühlen, wir sinnen auf Mittel gegen die Hungersnot in China – aber kurz gesagt: es dankt keine Katz. Wir sind stets nur dann angenehm, wenn wir preisen. Tun wir es nicht, so ist unsere Schreibe ein Gewäsch. Zeigen wir, dass wir etwas gelernt haben, so schimpft man uns Bildungsprotzen, schreiben wir mit leichter Hand, so ist es ein Geklingel. Der geschätzte Leser hat immer das Recht, nervös zu sein, der Journalist hat es nicht. Er bekommt die ungezogensten Briefe, aber er soll nur artige schreiben. Leuten der anderen Partei ist er immer ein verantwortungsloser Hetzer, und die Leute der eigenen drohen mit Aufgabe des Abonnements, wenn er eine neue Steuer nicht bekämpft. Mit Leidenschaft stürzt der Prügelknabe aller Welt trotzdem täglich an sein Werk, das der nächste Tag bereits wieder verschlingt.»

Und warum tut das der Journalist? Weil das tägliche Abenteuer mit dem unbedruckten, jungfräulichen weissen Papier das schönste Leben der Welt ist. Für ihn!

Die goldene Regel für den Journalisten: Denk bei jedem Wort, das du schreibst, es müsste nach Grönland auf deine Kosten telegraphiert werden. Ein Telegrammwort nach dort kostet 14 Dollar.

Ausserdem muss man lernen, das Wichtigste immer an den Anfang zu stellen, denn oft genug muss in der Setzerei gestrichen werden und den Schluss kann man leichter abhacken.

... Zeilen für den Lokalteil, 42 für die Wirtschaft

Journalisten, die in der Lokalredaktion arbeiten, haben einen grossen Vorteil: Sie sind ihren Lesern am nächsten. Der Butterpreis steigt – schon macht sich der Lokalredakteur zum Sprachrohr des Hausfrauenprotestes. Oder aber er macht seinen Lesern in ihrer Sprache klar, durch welche politischen Notwendigkeiten diese Preissteigerung verursacht wurde. Und manchmal kann er damit sogar seine Leserinnen überzeugen.

Der Lokalredakteur ist den Freuden und Sorgen der Leser am nächsten. Er ist aber auch wie kaum ein anderer Redakteur der Gefahr ausgeliefert, am täglichen Kleinkram – Silberne Hochzeiten, entlaufene Pudel, Geschäftsjubiläen und Blumenraub – zu ersticken. Nur eines hilft dagegen: Sein Herz muss durch jede Zeile spürbar bleiben, bei jedem Wort, das er gebraucht, muss er seine Leser vor Augen haben.

Mit zartem Ton das Feuilleton

Die Grundlage jeder Zeitungsarbeit ist die Information, die Nachricht. Die Ausnahme von dieser Regel ist das Feuilleton. Diese Zeitungssparte steht zwischen Literatur und Presse, zwischen Unsterblichkeit und Vergänglichkeit. Längst bevor die Bezeichnung «Feuilleton» im deutschen Blätterwald heimisch wurde – das geschah 1848 –, gab es Beiträge in jeder Zeitung, die heute «unterm Strich», also im Feuilleton, stünden. Unterhaltung, Wissenschaft, Kunstkritik in jeder Form, das alles gehört dazu. Mehr als in anderen Ressorts entscheidet hier die Persönlichkeit, die den Nerv für eine feuilletonistische Betrachtung aktueller Dinge hat. Wer fürs Feuilleton schreibt, muss die Formulierungskraft besitzen, die die kompliziertesten Gedankengänge allgemeinverständlich ausdrückt.

Mit spitzem Stift: Die Kunstschützen

Der Mann aber, der nach aussen hin das Feuilleton einer Zeitung vertritt, ist der Kunstkritiker. Seine Kollegen nennen ihn den Kunstschützen der Redaktion, belächeln vielleicht, dass er eine Kunstausstellung, zu der ein paar hundert Leute gehen, ernster nimmt als ein Fussballspiel mit 100 000 Zuschauern. Sie ärgern sich wohl auch, dass er für Kino- oder Theaterpremieren Freikarten erhält, aber gerade sie – die Tag für Tag mit Nachrichten umgehen, die morgen schon überholt sein können – schätzen ihn, weil er als einziger unter ihnen Kontakt mit dem Unvergänglichen hat. Und so etwas färbt ab.

Oft genug ist dieser Kontakt ein Stech-Kontakt. Seit eh und je besteht zwischen Künstlern und Kritikern eine Hass-Liebe. Keiner kommt ohne den anderen aus, aber keiner will das wahrhaben.

«Erst mal besser machen», sagen kritisierte Künstler, und der Kritiker antwortet: «Ich kann auch kein Ei legen und trotzdem feststellen, ob es gut oder schlecht ist.»

Sollten Sie sich aber einmal über eine – Ihrer Meinung nach – falsche Kritik ärgern, so denken Sie an Sacha Guitrys Wort: «Die Welt ist voller Denkmäler zum Ruhme von Künstlern, aber ich habe noch kein Denkmal eines Kritikers gesehen!»

Max Reger hatte nach einem Konzert eine schlechte Kritik bekommen. Er schrieb dem Kritiker:

Sehr geehrter Herr,

ich sitze im kleinsten Raum meiner Wohnung. Noch habe ich Ihre Kritik vor mir – bald habe ich sie hinter mir.

Ihr Max Reger.

Das Wort hat der Sport

Wie schnell sich die Presse den Wünschen ihrer Leserschaft anpasst, zeigt die Entwicklung des Sportteils in den letzten Jahren.

Jahrelang war der Sport ein geduldetes Ressort für Vereinsmeiereien. Heute nimmt er nicht selten den grössten Raum innerhalb der Zeitung ein. Schon haben sich Berichte über wichtige Sportereignisse ihren Platz auf der ersten Seite gesichert und am Montag verdrängt die Sportnachricht alle anderen Meldungen.

Der Wirtschaftsteil

Versucht man den Punkt zu finden, an dem sich der Fachschriftsteller mit dem Journalisten berührt, entdeckt man den Redakteur des Wirtschaftsteils. Er steht mit einem Bein im Lager der Fachleute und mit dem anderen im Journalismus. Der Ärmste ist immer in einer Zwangslage: um sich durch das komplizierte Gebilde des Wirtschafts- und Finanzierungswesens hindurchzufinden, ist besonderes Fachwissen nötig. Es entpuppt sich dann als Belastung, wenn verästelte Finanztransaktionen möglichst allgemeinverständlich dem Leser mitzuteilen sind. So blieb es auch der Wirtschaftsredaktion vorbehalten, dass einer ihrer Redakteure eine Anleitung zum richtigen Lesen des Wirtschaftsteils herausgab! Man soll also ein Buch lesen, um zu verstehen, was in der Zeitung steht!

Heute hat der Wirtschaftsteil ein neues Gesicht. Er soll für jeden interessant sein. Er berichtet über Messeneuheiten ebenso wie über Senkung der Fischpreise. Alte Wirtschaftsredakteure finden das bedauerlich, die Leser nicht.

Einen Blumenstrauss für die Damen der Redaktion

Allwöchentlich einmal, immer an einem bestimmten Tag, taucht eine Dame in der Redaktion auf, jedesmal mit einem neuen modischen Chichi ausgerüstet: die Moderedakteurin. Sie wühlt in Photos, prüft Skizzen und baut die Seite für die Frau. Sie ist nicht die einzige Frau in der Redaktion. Die weibliche Gabe, alle Situationen vom Gefühl her zu betrachten, der persönliche Anteil, den Frauen an sozialen Problemen nehmen, hat ihnen längst Redaktionsstühle frei gemacht. Und nicht nur auf ihren ureigensten Gebieten, wie Mode, Frauenfragen und Jugend, sondern auch im Lokalteil und im Feuilleton.

Eine verblüffende Entwicklung, wenn man bedenkt, dass es noch vor 200 Jahren als unmoralisch galt, dass eine Frau überhaupt Zeitung las. Ihr Reich war das Spinnrad, heute ist es der Motorroller. Mancher Mann sagt: leider!

Und hier ist endlich auch der Punkt, jener wundersamen Geschöpfe zu gedenken, ohne die die klügsten Redakteure und die modernsten Setzereien aufgeschmissen wären: der Redaktionssekretärinnen. Wer glaubt, dass ihre Aufgaben mit dem Abtippen von Artikeln, einigen Telephonaten und der Korrespondenz erledigt seien, irrt. In Wahrheit sind sie die guten Feen in der Redaktion. Sie haben die gute Laune gepachtet oder sollten sie wenigstens gepachtet haben. Und ihr hervorstechendster Vorzug sind nicht die 420 Stenosilben in der Minute, auch nicht, dass sie alles erledigen, was man ihnen aufträgt, sondern dass sie vieles tun, was man ihnen gar nicht mehr aufzutragen braucht. Ein in Redaktionsstuben ergrauter Journalist hat die gute Redaktionssekretärin so definiert: «Sie ist eine Frau, von der man am ersten Tag glaubt, dass man am Abend mit ihr ein Verhältnis haben könnte – und mit der man nach zehn Jahren noch keines hat.»

Treffpunkt: Druckerei

Richtiger müsste es Mettage heissen. Hier kommt nach einem minutengenauen Plan jedes Ressort zum Umbruch seiner Seiten. Da steht dann der Redakteur vor einer blankgescheuerten Umbruchplatte, die genau die Grösse seiner Seite hat. Der von Anzeigen belegte Raum ist durch Eisenstücke blockiert. Ein Bote bringt ihm die noch feuchten Fahnen mit dem Satz und nun beginnt das alte, ewig neue Spiel, die verschiedenen Artikel geschickt, aber nicht zu verwegen, ineinander zu verschachteln. Bunt soll das schwarzweisse Bild jeder Seite sein, aber nicht kunterbunt. Interessant, aber nicht verwirrend. Dieser Artikel ist zu lang, er muss gestrichen werden. Jener ist eine Zeile zu kurz, also bekommen die Zeilen etwas mehr «Durchschuss», das heisst, kleine Messingplättchen werden zwischen die Zeilen geklopft, so dass der Satz etwas lockerer wirkt. Spätestens beim Umbruch tauchen dann auch die drastischen Namen wie «Hurenkind» und «Zwiebelfisch» auf.

Hurenkind – das ist eine einsame, nicht über die ganze Spaltenbreite laufende Ausgangszeile eines Absatzes, die als erste Zeile einer neuen Spalte steht. So etwas kann einen eingefleischten Metteur mehr aufregen, heisst es, als ein echtes Hurenkind.

Der «Zwiebelfisch» ist harmloser: so nennt man durcheinandergeratene Buchstaben. Er ist also ein Sprössling des Druckfehlerteufels. Der Gedanke, dass er einmal sterben könnte, lässt Legionen von Korrektoren erzittern.

Internationaler Ausklang

Während die Zeitung aus dem Schlund der Rotationsmaschine quillt, erledigt der Redakteur die Post, bereitet die nächste Ausgabe vor und geht.

Man könnte sagen: er geht nach Hause, wenn nicht die Zeitung sein Zuhause wäre.

Schon an der nächsten Ecke kann er nicht widerstehen. Er kauft sich eine Zeitung. Liest sie, vergleicht sie mit der Konkurrenz, natürlich fällt ihm jetzt eine viel bessere Überschrift, vielleicht auch ein viel schönerer Umbruch ein.

So ist das – in Berlin, Hamburg, München, Paris, London, New York – überall auf der Welt. Und Sie erkennen, in welchem Land Sie auch sind, einen Journalisten sofort: Denn obgleich sie kein Abzeichen tragen, haben sie ein gemeinsames Merkmal: die Art, wie sie mit wacher Zärtlichkeit Zeitung lesen.

Menschen wie du und ich, die den Tag beherrschen und ihm dienen.

Die Frauenorganisationen berichten

Delegiertenversammlung des Bundes schweizerischer Frauenvereine in Liestal

Umgang mit Gastarbeitern, soziale Frauenarbeit in Indien, schweizerische Frauenprobleme

BWK. — In nicht anders erwarteter, bewunderungswürdiger Weise hat die Präsidentin der Frauenzentrale Baselland, Frau E. Erb - Aenishänslin, Allschwil, mit ihren wackern Baselbieterinnen die Jahrestagung des BSF vorbereitet und organisiert. Dank sei den Gastgeberinnen Basellands auch an dieser Stelle ausgesprochen!

Die beiden ausgezeichneten Referate, die von Minister G. Bauer, Hauterive-Neuchâtel, in französischer Sprache über «Unser Land und der Beitrag des Auslands» und Dr. Nelli Jaussi, Adjunktin I beim BIGA, Bern, über «Die ausländischen Arbeitskräfte in der Schweiz» gehalten wurden, gaben nicht nur das Thema für die nachher in Gruppen durchgeführte Diskussion an, sondern schufen auch die wohlfundierte Basis dazu.

In erfreulich gut organisierter und auf hohem Niveau der Voten stehender Zusammenarbeit hat Frau N. Morell-Vögtli, Muri/Bern, die Gruppe «Vom Umgang mit Gastarbeitern», Dr. Elisabeth Nägeli, Winterthur, jene, die sich mit der Niederlassung und Einbürgerung in juristischer Sicht» befasste, und Frau Hedi Leuenberger-Köhli, Zürich, eine dritte «Die Frage der Assimilierung: Heute Ausländer, morgen Schweizer» präsidiert und geleitet. Erfreulich war das Resultat der Anregungen und Vorschläge, die so rasch als möglich in die Tat umgesetzt werden sollen.

Eingebaut in das Geschäft der Traktandenerledigung war ein uns durch Frau Alice Khan, einer mit einem Inder verheirateten Schweizerin, Präsidentin des «Maharashtra State Women's Council», Bombay, dargebrachter Bericht über die soziale Arbeit der Frauen in Indien. Ergriffen und aufgerufen hörten wir von der grossen Armut, die es zu bekämpfen gibt, dem noch weit verbreiteten Analphabetentum, einem grossen Kinderelend und von mancherlei Gefährdung aufwachsender Mädchen und junger Frauen.

Die Delegiertenversammlung, von der BSF-Präsidentin, Frau Dr. J. D. Rittmeyer-Iselin, St. Gallen, mit Charme und Geschick geleitet, genehmigte u. a. den in einer 80 Seiten umfassenden Broschüre bereits gedruckt vorliegenden Jahresbericht 1961. Das Bild der Jahresrechnung zeigt ein Betriebsdefizit von Fr. 33 157.80 (bei einem Aufwand von Fr. 130 077.20), des durch den Restbestand eines kleinen Notvorrats, die Kartenaktion und einen Anteil aus der Bundesfeierspende gedeckt werden konnte.

Zu den bereits dem BSF angehörenden 46 schweizerischen Verbänden, 18 kantonalen Frauenzentralen und 192 lokalen Vereinen wurden in Liestal neu als Mitglieder aufgenommen: Die Freisinnige Frauengruppe Köniz, der Frauenverein Leubringen ob Biel, die Liberale Frauengruppe Lugano und Umgebung. Neu in den Vorstand wurden gewählt: Dr. jur. Irma Stifel, Zürich, Marie Gerber-Schmid, Herzogenbuchsee, Suzanne Dunand-Filliol, Genf.

Ueber die Landesausstellung 1964 erstattete Mme Gertrude Girard, La Tour-de-Peilz, als dem Organisationskomitee der EXPO 64 angehörendes Vorstandsmitglied des BSF den mit Spannung erwarteten Situationsbericht.

Die folgenden zwei Resolutionen wurden nach vorher rege benützter Diskussion, die wieder einmal mehr die Vielschichtigkeit schweizerischer Frauenprobleme aufzeigte, beschlossen: 1. Die in Liestal versammelten Delegierten des Bundes Schweizerischer Frauenvereine, aufs tiefste beunruhigt durch die Bedrohung jetziger und zukünftiger Generationen infolge radioaktiver Schädigung, richten die dringende Bitte an die Abgeordneten der Abrüstungskonferenz in Genf, in ihren Bemühungen um ein allgemeines Verbot der Atomversuche nicht nachzulassen und nicht auseinanderzugehen, bevor sie sich über ein solches Abkommen geeinigt haben.

2. Die Delegiertenversammlung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine bedauert mehrheitlich, dass man das Schlagwort «Stets Wein im Haus!» für die Weinpropaganda gewählt hat. Er lehnt jede Aktion ab, welche die Bevölkerung veranlassen will, den Konsum von alkoholischen Getränken zu erhöhen, da schon jetzt das Uebermass des Alkoholkonsums zu unzähligen Schädigungen der Familie führt und dazu schwere Gefahren für die Sicherheit auf unseren Strassen in sich trägt.

Als Vertreter der Behörden hatten die Herren Landrat O. Stoebe, Landschreiber Dr. G. Schmid, der von einer neuen, im Zusammenhang mit der Wiedervereinigung der beiden Basel durch die Grundrechtekommission zu schaffenden Verfassung mit grundlegender Berücksichtigung der Stellung der Frau berichtete sowie Nationalrat Dr. E. Börlin der BSF-Tagung ihre Ehre erwiesen. Gäste waren u. a.: Direktor Dr. A. Meli, Eidgenössisches Statistisches Amt, Bern, FHD-Chef Andrée Weitzel, Melle D. Bridel, Bundesamt für Sozialversicherung, Fräulein M. Voellmy, Inspektorin für das hauswirtschaftliche Bildungswesen, BIGA, Bern, Dr. Käthe Biske, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Statistischen Amtes der Stadt Zürich, BSF-Ehrenmitglied Clara Nef, Herisau.

Auf deutsch und welsch, in überaus sympathischer Art, hat im Namen des Bernischen Frauenbundes und der dem letztern in den verschiedensten Organisationen angehörenden Berner Frauen dessen Präsidentin, Dr. Agnes Debrit-Vogel, den BSF eingeladen, Interlaken als Tagungsort für 1963 zu akzeptieren, was mit Dank und Applaus denn auch geschah.

Eine Carfahrt nach der Römerstadt Augusta Raurica, die dem zwanglosen Zusammensein diente, beschloss nach dem Bankett im Hotel «Engel», Liestal, die 61. Delegiertenversammlung des BSF.

74. Jahresversammlung des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

15./16. Mai in Bern

Gemeinsames Wohl, gemeinsamer Nutzen! Diese Worte legte die Zentralpräsidentin, Frau Fürspr. M. Humbert, ihrer Begrüssung zugrunde. Noch heute gilt es, die von früheren Generationen übernommenen Aufgaben zu betreuen, mögen sie auch im Laufe der Jahrzehnte manche Wandlung erlebt haben. Auch die Ansprache der bernischen Vizepräsidentin, Frau Fürspr. M. Jäggi, welche die leider durch Krankheit verhinderte Präsidentin der Sektion Bern, Frau G. Hadorn, vertrat, betonte die Wichtigkeit gemeinnützigen Wirkens trotz der zunehmenden öffentlichen Fürsorge. Protokoll der letztjährigen Jahresversammlung sowie die Jahresrechnung waren den rund 600 Tagungsteilnehmerinnen aus dem «Zentralblatt» bekannt und wurden genehmigt. Im Jahresbericht wies Frau Humbert auf die gegenwärtig im Vordergrund stehenden Aufgaben hin, Elternschulung, Altersfürsorge, Fürsorge für die Gastarbeiter u. a. m. Auch die bisherigen Werke des Gemeinnützigen Frauenvereins füllen nach wie vor manche Lücke aus und bedeuten eine Notwendigkeit, sei es die Adoptivkinderversorgung, Gartenbauschule für Töchter in Niederlenz, Aktion für die Bergbevölkerung, Diplomierung treuer Hausangestellter, Schweiz. Brautstiftung, Mitarbeit bei der Schweiz. Pflegerinnenschule in Zürich — seinerzeit vom «Gemeinnützigen» gegründet —, Stiftung Ferienheim für Mutter und Kind. Gemeinnützig wirken zu dürfen, verpflichtet zu Dank, gab die Referentin den Vereinsmitgliedern als Wegweisung mit.

Aufgenommen wurde der Frauenverein Erlenbach i. S. In die Krankenpflegekommission der Pflegerinnenschule wurden gewählt Frau Dr. iur. C. Wenger-Schrafl, Frau E. Kind-Störchlin und Frl. Dr. E. Rorschach. Eine Fahrt führte in verschiedene durch die Sektion Bern geschaffene oder betreute Alterssiedlungen. Grossem Interesse begegneten in der «Stunde der Sektionen» die Kurzberichte von Frau Weber-Zimmerlin, Präsidentin Chur, Frau Giudali-Blättler, Präsidentin Hergiswil, und Frau Th. Spinnler-Oeri, bis vor kurzem Präsidentin in Liestal. «Miteinander für den Nächsten», Gedanken über die Zusammenarbeit zwischen öffentlicher und privater Fürsorge. In seiner ausgezeichneten Ansprache stützte sich Gemeinderat Klaus Schädelin, Direktor der Sozialen Fürsorge der Stadt Bern, auf eine langjährige Erfahrung in allen Gebieten der Fürsorge und kam zum Schluss, dass alle nötig sind, denn es gehe nicht um den «Fall», sondern um den Menschen. re.

Geschmackvolle Briefumschläge, gediegene Schreibpapiere tragen dieses Zeichen

H. GOESSLER AG, ZÜRICH 45

Zürcher Frauenzentrale und «Aktion Jugendhilfe»

Man weiss, wie brennend heute die Fragen der Jugendhilfe sind. Aus diesem Grund hat sie die Zürcher Frauenzentrale in den Mittelpunkt ihrer Mitglieder- und Delegiertenversammlung gestellt. Referent war Dr. H. Zantop, Sekretär der Kantonal-Zürcherischen Vereinigung für Volkswohl, der über die «Aktion Jugendhilfe — eine neue Form der Jugendbetreuung» berichtete. Es handelt sich dabei um eine auf Anregung eines Psychologen gegründete noch junge Arbeitsgemeinschaft, die ihre Aufgabe darin sieht, Männer und Frauen jüngerer Jahrgänge als Betreuer von Jugendlichen zu gewinnen, die den Weg ins Erwachsenwerden nicht allein finden. Im April 1961 wurden in einem ersten Kurs 23 Helferinnen und Helfer auf ihre Aufgabe vorbereitet. Eben ist ein zweiter erweiterter Kurs mit 32 Teilnehmern aus ganz verschiedenen Berufsgebieten im Gang.

In den Kreisen, die sich mit der Jugendhilfe befassen, ist man sich bewusst, dass die Welt der Erwachsenen, ihr heutiger Lebensstil, vielen Jugendlichen gefährlich wird, zumal wenn ihnen eine geistige Führung im Elternhaus fehlt. Ungestilltes Gemeinschaftsbedürfnis, mangelnde Bindungen zählen sehr als Grund innerer Verwahrlosung. Will man dem gefährdeten Jugendlichen helfen, muss man ihm Gelegenheit geben, über den Betreuer mit seinen persönlichen Problemen sich auseinanderzusetzen. Eine nicht leichte, und wie der Referent an Beispielen zeigte, zuweilen wenig erfolgreiche Aufgabe. Die an den Betreuer gestellten Anforderungen sind nicht gering. Er wird viel Zeit und Geduld ausbringen müssen, und selber wird er an der übernommenen Aufgabe reifen. Wichtig ist es, den für den Jugendlichen geeigneten Helfer zu finden.

Lebendig und höchst anschaulich schilderte darauf Silvia Bernasconi, Gemeindefürsorgerin, Dietikon, ihre Erfahrungen mit einer allmählich zu einer Jugendgruppe umgestalteten Quartierbande Jugendlicher, deren Angehörige — ziel- und planlos lebend — zu jedem möglichen Unfug bereit waren. Durch völlig zwanglose Gespräche gelang es der jungen Frau, allmählich Zugang zu den Jugendlichen zu finden, und behutsam vorgehend, etwa ein kleines Programm zu gestalten. Eine Sportgrösse und ein Fachmann für Jazzmusik erklärten sich zu Gesprächen mit den Jugendlichen bereit, die vorerst zögernd, bald aber mit lebhaftester Anteilnahme geführt wurden. Ebenso positiv haben sich Tanzfeste ausgewirkt, anfangs unter Anleitung der Gruppenführerin, später aber völlig selbständig organisiert. Aus diesem auf neuer Grundlage unternommenen Versuch, Jugendliche, denen gute elterliche Leitbilder fehlen, auf einen neuen Weg zu bringen, lassen sich besondere Gesichtspunkte erkennen. Einmal soll eine Jugendgruppe keinen festumrissenen Rahmen haben. Was die Jugendlichen vor allem suchen, sind soziale Beziehungen. Für die Gruppe muss eine Form gefunden werden, die es den Jugendlichen ermöglicht, ihre Zwiespältigkeit und ihre aggressiven Bedürfnisse zu verarbeiten. *ho*

Erwachsenenstimmrecht im Vormarsch

Ein Geist der Zuversicht, die Freude über Erreichtes und der Wille, das erstrebte Ziel konsequent weiterzuverfolgen, kamen an der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht zum Ausdruck. Als «Ermutigung in Person» wirkten die elf Grossrätinnen und sechs Gemeinderätinnen aus den Kantonen Waadt, Genf, Neuenburg, und die beiden Basler Bürgerrätinnen, welche die Tagung mitmachten. Sie hatte rund 150 Abgeordnete in Freiburg zusammengeführt; die regsame, von Madame Joye geleitete Sektion Freiburg und die Behörden der Stadt wie des Kantons walteten als aufmerksame, grosszügige Gastgeber. Den Vorsitz führte die initiative Zentralpräsidentin, Dr. jur. Lotti Ruckstuhl (Wil SG). Unter den von ihr verlesenen Briefen und Telegrammen, in denen namhafte Persönlichkeiten sich zu den Bestrebungen des Verbandes bekennen, befand sich ein Schreiben von Bischof Charrière.

Tour d'horizon

Der von der Zentralpräsidentin verfasste Jahresbericht vermittelt ein klares Bild vom zielstrebigen Wirken des Verbandes und vom heutigen Stand der Frauenstimmrechtssache in der Schweiz. In den welschen «Frauenstimmrechtskantonen» wächst der Anteil der Bürgerinnen — namentlich auch als Behördemitglieder — an öffentlichen Aufgaben ständig. In der Basler Bürgergemeinde besteht der Weitere Bürgerrat zu einem Drittel aus Frauen, und 13 weibliche Mitglieder sitzen in bürgerlichen Kommissionen. Im Tessin sind die Frauen seit kurzem in den «Patriziati» stimmberechtigt, die den deutschschweizerischen Bürgergemeinden entsprechen. Neue Vorstösse in der Richtung erweiterter politischer Frauenrechte sind in den Kantonen Aargau, Basel-Land und Zürich unternommen worden. Im Kanton Bern wird nach wie vor auf die gemeindeweise Einführung des Frauenstimmrechtes hingearbeitet. Einen Fortschritt bedeutet hierzulande auch die Tatsache, dass da und dort vermehrt Frauen in die ihnen bereits zugänglichen Aemter gewählt werden, so als Richterinnen, Geschworene, Zivilstandsbeamte und vor allem als Schulrätinnen.

Zuwachs frischer Kräfte — Ehrung einer Pionierin

Madame Joye und R. Pochon, Chefredaktor der «Liberté», berichteten über das neu gegründete, von namhaften Politikern und kirchlichen Kreisen mitgetragene «Mouvement cantonal fribourgeois pour le suffrage féminin»; die Organisation, deren Präsident Ständerat P. Torche ist, wurde unter grossem Beifall in den Verband für Frauenstimmrecht aufgenommen.

Neu in den Zentralvorstand wurden gewählt: die Frauen Pia Allemann (Grenchen), Silva Ducommun (La Neuveville), M. Joye (Freiburg), Anita Kenel (Bern) und Gemeinderätin Y. Mages (La Tour-de-Peilz). Maître Antoinette Quinche, Schrittmacherin des Frauenstimmrechtes in der Waadt und markante Mitträgerin der schweizerischen und internationalen Frauenbewegung, wurde zum Ehrenmitglied ernannt. Ihre Verdienste um diese Sache waren zuvor von Adrienne Gonzenbach (Bern) eingehend gewürdigt worden.

Ein Protest

Einem Antrag des Zentralvorstandes folgend, nahm die Versammlung einstimmig eine Resolution an. Es wird darin erneut protestiert «gegen die bei der Revision der Krankenversicherung vorgesehene stossende Rechtsungleichheit, wonach die Krankenkassen ermächtigt werden sollen, die Mitgliederbeiträge für Frauen bis zu 25 Prozent höher anzusetzen als diejenigen der Männer». Eine derartige Ungleichheit in der Behandlung der Kassenmitglieder widerspreche dem Prinzip der Solidarität, das jeder Versicherung zugrunde liege, und sei bei einer — teilweise durch staatliche Mittel finanzierten — Sozialversicherung besonders stossend, bemerkte die Vorsitzende.

Aktuelle Finanzprobleme der Eidgenossenschaft

An Stelle des erkrankten Bundesrates J. Bourgknecht setzte sich Dr. M. Redli, Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung, mit aktuellen Bundesfinanzproblemen auseinander. Mit einem historischen Rückblick beginnend, zeigte er im Rahmen einer wohlfundierten und klar gegliederten Darstellung, wie gewaltig sich der Bundeshaushalt seit seiner Gründung vergrössert hat, wie der Aufgabenbereich und damit auch die finanziellen Bedürfnisse des Staates ständig gewachsen sind und stetsfort noch zunehmen. Die Staatsausgaben betragen nun jährlich über drei Milliarden oder rund 580 Franken pro Kopf. Die Einnahmen erreichten letztes Jahr 3,4 Milliarden; sie gliedern sich gegenwärtig in drei ungefähr gleich grosse Gruppen: ein Drittel Zölle, ein Drittel Wehrsteuer und Warenumsatzsteuer, ein Drittel übrige Einnahmen. Der Redner wandte sich dagegen, dass in zunehmendem Mass vom Staat die Lösung jedes Problems erwartet wird. «Der Staat kann nicht mehr verteilen, als er auf diese oder jene Art aus der Wirtschaft abzweigt.» Zudem kommt erfahrungsgemäss die Erfüllung bestimmter Aufgaben teurer zu stehen, wenn sie von den Privaten auf den Staat verlagert werden.

Im Blick auf geplante und bereits getroffene Massnahmen zur Konjunkturdämpfung unterstrich der Redner, dass es dabei auf das Verständnis und Mitwirken jedes einzelnen ankommt. Dem Verbraucher fällt die Aufgabe zu, beim Einkauf kritisch zu sein, sich marktgerecht zu verhalten. «Konsumenten, die bereit sind, für eine Ware jeden geforderten Preis zu bezahlen, sind mitschuldig an der Teuerung.»

Eingehend erörterte der Redner das schwierige Zukunftsproblem, das sich auch in bezug auf die Bundesfinanzen aus der europäischen Integration ergibt. Er verwies auf den grossen integrationsbedingten Zollausfall, mit dem bei einer Assoziierung der Schweiz mit der EWG zu rechnen wäre. Die Frage des Ersatzes wird zu gegebener Zeit ausserhalb der Finanzordnung gesondert gelöst werden müssen (gemäss Antrag des Bundesrates soll das geltende Finanzregime unverändert um zehn Jahre verlängert werden).

Ausklang

Ständerat P. Torche und Gemeinderat Dreyer überbrachten beim gemeinsamen festlichen Nachtessen die Grüsse der Freiburger Behörden und traten überzeugt für die staatsbürgerliche Zusammenarbeit von Mann und Frau ein. Der jugendliche Trachtenchor «Mon Pays» bot einen anmutvollen Strauss Volkslieder.

Der geschäftliche Teil der gehaltvollen und gut organisierten Veranstaltung ging anderntags mit einer geschlossenen Sitzung zu Ende. Es folgte eine genussreiche Fahrt durchs Greyerzerland, deren Ziel das stolze Schloss Gruyère war; im mittelalterlichen Burghof wurde von der Freiburger Regierung ein Aperitif offeriert, und nachher fand man sich beim Fondue gesellig zusammen. G. St.-M.

Das Feriendorf Albonago der Schweizer Reisekasse bietet ungezählten Familien frohe Ferientage

Zur Delegiertenversammlung des Schweiz. Verbandes dipl. Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege

trafen sich kürzlich die abgeordneten Schwestern der Sektionen Aarau, Basel, Bern, St. Gallen, Zürich und der Section Romande in der Mustermesse Basel.

Nachmittags berichtete die Präsidentin des Schweiz. Verbandes dipl. Schwestern W. S. K., Frau Dr. Zimmermann-Trog, über die Tätigkeit des Zentralvorstandes im abgelaufenen Jahre. Die neuen Richtlinien für die dreijährige Ausbildung der Wochen-, Säuglings- und Kinderschwestern wurde von der Kommission für Krankenpflege des Roten Kreuzes genehmigt. Die Verbandsleitung hofft, dass diese Anerkennung später auch eine Subvention des Bundes bringen werde, stellt doch die weiter ausgebaute Ausbildung vermehrte Anforderungen an die Schulen.

Zur Aussprache über die Revision des Normalarbeitsvertrages wurde unser Verband durch den Krankenpflegerinnenverband eingeladen. Dem Antrag auf eine wöchentliche Höchstarbeitszeit von 48 Stunden wurde mit gemischten Gefühlen zugestimmt. Unsere Delegation ist auch der Ansicht, dass diese Forderungen mit einer Uebergangszeit von zwei Jahren infolge des Schwesternmangels, nicht überall durchführbar sind.

Nach Erledigung des geschäftlichen Teils wurden die Schwestern von der Sektion Basel zu einem festlichen Tee mit reizenden Darbietungen einer Kindergruppe eingeladen. Wer noch Zeit hatte, verliess Basel nicht, ohne auf dem Weg zum Bahnhof noch einen Blick von der stolzen Pfalz auf den majestätisch dahinziehenden Rheinstrom geworfen zu haben. Sr. R. Sch.

Gehörlosenfürsorge – heute

Es besteht kein Zweifel, dass gehörlose Menschen der Betreuung bedürfen, sei es durch ihre Angehörigen oder durch eine der in unserem Land in dreizehn Kantonen bestehenden Fürsorgestellen. Was Fürsorgearbeit — also nicht nur Beratung — bedeutet, erfuhr man von der Leiterin der Kantonalzürcherischen Fürsorgestelle, Eva Hüttinger, anlässlich der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe. Die seit 23 Jahren bestehende Fürsorgestelle hat im vorigen Jahr 658 Gehörlose betreut. Sehr erfreulich ist die Tatsache, dass unter ihnen zwischen 60 und 70 Prozent zu den gutbegabten Taubstummen zu zählen sind.

Der Partnerschaft vor allem bedürfen unsere taubstummen Mitmenschen. Sie ist gleichsam das Fundament aller Hilfe. Der Gehörlose muss wissen, dass auf der Fürsorgestelle ein Mensch ist, der ihn versteht, an seinem persönlichen Leben und Ergehen Anteil nimmt, seine positiven Fähigkeiten kennt und bestrebt ist, ihnen zur Entfaltung zu verhelfen, ohne ihn aber zu gängeln und bevormunden zu wollen. Stetig und schwer — viel schwerer, als es der Hörende ahnt — ist der Kampf des Taubstummen gegen die Einsamkeit.

Zu den Massnahmen der praktischen Fürsorge zählt Hilfe bei der Stellenvermittlung und bei der Einführung in den Arbeitsplatz. Wichtig ist Familienfürsorge. Stets bedarf der Gehörlose bei der Partnerwahl eines verständnisvollen Beistandes. Und Rat und Anleitung brauchen Eltern bei der Erziehung eines taubstummen Kindes und gehörlose Eltern, deren Kind hörend ist. Grosser Wert ist der gemeinschaftsfördernden Gruppenarbeit beizumessen, dient sie doch der harmonischen Ausbildung von Kopf, Hand und Herz. In jeder Weise sucht man die Ausbildung von gutbegabten gehörlosen Mitarbeitern zu fördern. Sie gerade können in der Fürsorgearbeit Wertvolles leisten und ihren gehörlosen Schicksalsgenossen eine starke Stütze sein. Dass die Hörenden zur Mitarbeit in der Taubstummenfürsorge bereit seien und sich mit den Gehörlosen zu einer lebendigen Gemeinschaft zusammenschliessen mögen, ist der Wunsch der Referentin. ho

Angestellten-Tagung des SV in Zürich

Jedes Jahr im Mai werden Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die dem Schweizer Verband Volksdienst seit mindestens einem Jahr angehören, zur Angestelltentagung ins Kongresshaus Zürich eingeladen. Alle diese Frauen und Männer, die Jüngsten und die Aelteren, die Tag für Tag für eine grosse Schar von Gästen sich einsetzen, sind dann die Gäste der Geschäftsleitung. Rund 750 Mitarbeitende waren es, die sich am dritten Maisonntag haben freimachen können. Leider musste die geplante Seefahrt des Wetters wegen ausfallen. Das reichhaltige Unterhaltungsprogramm und das festliche Mittagessen waren eine Entschädigung dafür. Die Blaukreuzmusik Winterthur spielte, ein interessanter Lichtbildervortrag von Herrn Dr. Walter E. Diethelm, Zürich, führte die italienischen, spanischen und griechischen Mitarbeiter in ihre Heimat und zeigte den Einheimischen, woher ihre Kollegen und Kolleginnen kommen. Don Vincenzo Kreienbühl hielt eine Ansprache in schönstem Italienisch und zuletzt erfreute der Bariton Herr Robert Kerns vom Stadttheater Zürich die Anwesenden mit einigen Arien aus bekannten Opern. Dies alles bildete aber nur den Rahmen für die Diplomierung von 92 Frauen und Männern, die 5 (58), 10 (25) und 20 Jahre (9 Angestellte) in einem Betrieb des SV mitgearbeitet haben. Diese Diplomierung, vorgenommen von der Direktorin der Personalabteilung, Fräulein A. Luchsinger, lebhaft mitgefeiert von den Mitangestellten im gleichen Betrieb, macht die Tagung jedes Jahr zu einem eigentlichen Familienfest, das die grosse Volksdienstfamilie in schönster Weise vereinigt.

GRIECHISCHE PASSION

Roman von Niko Kazantzakis

Copyright by F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung (Walter Kahnert) Berlin-Grunewald

21

«Willkommen, Panagiotaros», sagte Manolios und lächelte ihn an. Aber Panagiotaros antwortete nicht. Der schwere, rothaarige Kopf hing über Manolios und starrte ihn unbeweglich an. Seine Unterlippe fiel herab, und die breiten, scharfen Zähne leuchteten gelb.

«Willst du etwas», fragte Manolios, und es schauderte ihn. Er meinte einen hässlichen Traum zu erleben.

Nur mit Mühe öffnete Panagiotaros den Mund, und die Stimme kam dick und belegt heraus.

«Eine ganze Stunde sitze ich nun hier und betrachte dich», sagte er stotternd.

«Willst du etwas von mir?» fragte Manolios wieder. «Weshalb siehst du mich so an?»

«Ich kann dich nicht anders ansehen», knurrte Panagiotaros in einem zugleich wütenden und jammervollen Ton. «Ich kann es nicht.»

Und nach einer Weile sagte er:

«Du nimmst mir das Leben, Manolios!»

«Ich?» rief Manolios aus und setzte sich auf. «Ich? Was habe ich dir getan?»

«Alles Böse, das ein Mensch tun kann, hast du getan, du verfluchter Kerl! Alle Freude, die ich Aermster in der Welt besass, hast du mir zerstört. Ich halte es nicht länger aus! Ich bin mit einem Geschenk zu dir gekommen, und ich habe darauf gewartet, dass du erwachen solltest, damit ich es dir geben kann — hier ist es!»

Er griff mit der Hand in seinen Rock, zog ein langes, breites Messer hervor und legte es Manolios in den Schoss.

Manolios brach in Tränen aus.

«Was habe ich dir getan? Was habe ich dir getan, Panagiotaros?» murmelte er wieder.

«Ich habe Leute, die Katarina folgen, wohin sie auch geht», antwortete Panagiotaros. «Ich habe eine alte Frau, eine Nachbarin vor ihr, die ich bezahle, und die Tag und Nacht hinter ihrer Pforte wacht und sie im Auge behält. Vorgestern nacht sah sie, wie du heimlich zu ihr gingst, und du bliebst ein und eine halbe Stunde bei ihr. Und nach dieser Nacht öffnet Katarina mir nicht mehr die Tür. Sie will mich nicht mehr sehen. Sie sitzt nur drinnen im Haus und weint, sagte diese Nachbarin ... Um wen weint sie? Um wessen willen mag sie nicht mehr essen, um wessen willen magert sie ab und schwindet dahin? Um wessen willen öffnet sie mir nicht mehr das Tor? Um deinetwillen, du missgestaltetes Geschöpf, das anzusehen alle Welt mit Ekel erfüllt, um deinetwillen! Ich erfuhr von deinem Elend und freute mich und sagte, nun werde ich den Galgenvogel da los, der den Heiligen spielen will. Katarina wird Ekel empfinden und sich von ihm abwenden, und ich werde Frieden finden.

Aber du schämtest dich nicht, sondern gingst so wie du warst zu ihr und bliebst ein und eine halbe Stunde bei ihr. Was für Zauber hast du mit ihr getrieben? Anstatt sich vor dir zu ekeln, kann sie dich nicht aus ihren Gedanken reissen. Ich halte es nicht mehr aus, und deshalb komme ich heute abend mit diesem Messer zu dir. Erhebe dich, Manolios, und wenn du ein Mann bist, töte mich! Ich küsse deine Hände, töte mich! Ich will Frieden haben!»

Manolios lehnte seinen Kopf auf die Knie und konnte sein Schluchzen nicht zurückhalten.

Was kann ich tun, dachte er. Wie soll ich diese wilde Seele retten, die sich in ihre Liebesleidenschaft verrannt hat und sie nicht loswerden kann und will?

«Hör auf zu weinen, du Hanswurst», schrie Panagiotaros sinnlos vor Wut. «Nimm das Messer, sage ich, hab keine Angst! Ich habe es gut geschliffen und biete dir jetzt meinen Hals. Töte mich!»

Und er streckte seinen Stiernacken Manolios entgegen.

«Weshalb willst du mich nicht töten?» fragte Manolios.

«Was gewinne ich daran?» antwortete Panagiotaros hoffnungslos. «Es würde nur mein Unglück vergrössern. Dann würde ich Katarina für immer verlieren. Nur, wenn du mich tötest, werde ich ruhig und frei. Und dann nehme ich auch dich in die Hölle mit!»

Dann aber brach er plötzlich in Tränen aus.

Er weinte und weinte und blökte wie ein Kalb, den Hals hielt er immer noch Manolios entgegengestreckt.

Manolios erhob sich und umarmte ihn. Panagiotaros konnte sich ihm nicht entziehen, Manolios lehnte sich über seine Schulter und sagte:

«Vergib mir, Panagiotaros, vergib! Ich werde sie nie wiedersehen. Ich werde nie mehr ihre Schwelle überschreiten. Ich werde sterben, und du wirst Frieden bekommen. Ich bin es, das schwöre ich dir, ich bin es, der sterben wird! Siehst du nicht, was aus mir geworden ist? Ich faule dahin. Weine nicht, ich bin es, der sterben wird.»

Aber Panagiotaros fuhr fort zu heulen. Er riss mit Gewalt Manolios' Arm von seinem Hals und sprang auf. Er machte ein paar Schritte zur Tür hin, stolperte jedoch. Und als er über die Schwelle steigen wollte, fiel er der Länge nach zu Boden.

Manolios lief hinzu, um ihn aufzuheben, aber er hatte sich schon selbst erhoben und stürzte, betrunken wie er war, hinaus und wollte unter anhaltendem wilden Schreien den Berghang hinunter.

In diesem Augenblick gerade kam Nikolios mit den Schafen und Ziegen heran. Panagiotaros raste auf die Tiere los und jagte sie mit Steinen auseinander, dass sie sich erschreckt nach allen Seiten verstreuten.

«Was ist denn los?» schrie Nikolios zornig. «Streite doch nicht mit den Tieren!»

Doch Panagiotaros nahm wieder Steine von der Erde auf und fluchte und warf.

«Packt ihn», schrie da der Hirtenjunge seinen zwei Hunden zu, die mit heraushängenden Zungen herangejagt kamen.

Die Hütehunde stürzten sich auf Panagiotaros. Er lehnte sich an einen Felsen, griff einige grosse Steine auf und warf sie nach ihnen. Die Hunde bellten und fuhren fort, ihn anzufallen. Panagiotaros begann selbst zu bellen und stürzte ihnen entgegen. Doch die Beine gaben unter ihm nach, er stolperte, erhob sich wieder und fiel wieder hin. Wütend stürzten sich die Hunde auf ihn. Einer biss ihn in den Schenkel und liess ihn nicht los. Der andere fasste ihn im Gesicht und biss ihm ins Kinn, dass der Bart sich mit Blut färbte.

«Packt ihn! Packt ihn!» schrie Nikolios erregt.

Manolios schrie die Hunde an, ergriff einen Stock und jagte sie fort. Dann wandte er sich, um Panagiotaros zu helfen, doch der hatte sich schon erhoben und begab sich schwankend und fluchend den Hang hinab.

Nikolios stieg auf einen grossen Stein, legte die Hände wie einen Trichter an den Mund und schrie:

«Judas! Judas!» Und es hallte am ganzen Berghang wider.

«Schweig!» sagte Manolios. «Tut er dir denn nicht leid?»

«Judas!» rief Nikolios und warf einen Stein hinter ihm her.

8

Nach jenem Sonntag — dem Beichtsonntag, wie er später nach Manolios' Tod genannt wurde, da er an ihm seinen Freunden sein Herz geöffnet hatte — waren einige Tage vergangen.

Da kam plötzlich eines Morgens die grausige Nachricht. Sie ging von Tor zu Tor, von Mund zu Mund: Giousoufaki war in ihrem Bett ermordet aufgefunden worden!

Martha, die alte Sklavin, hatte sich aus dem Hause des Aga fortgeschlichen und erschrocken ihre alte Freundin, die greise Mantalenia, aufgesucht.

«Unser Dorf ist verloren», so brach sie aus, sobald sie sich eingeschlossen hatten. «Es ist verloren, liebste Frau Mantalenia, Giousoufaki ist ermordet worden.»

«Wer kann es getan haben, liebste Martha? Herr Gott, es ist, als sei der Blitz eingeschlagen. Das war die schlimmste Nachricht, die du bringen konntest. Er wird uns alle umbringen. Aber wer kann es nur getan haben?»

«Nur der Aga, Giousoufaki, der Leibwächter und ich sind zu Hause gewesen, es war kein anderer da. Sag den Griechen, sie sollen sich vorsehen. Wer kann, soll fliehen. Ich habe einen Verdacht, aber ich bin nicht sicher, deshalb ist es am besten zu schweigen.»

Dann schlich sie auf Umwegen ins Haus des Aga zurück und schloss sich ein.

Die alte Mantalenia holte ihr schwarzes Kopftuch hervor und eilte von Tor zu Tor, von Pforte zu Pforte und überbrachte die ungeheuerliche Nachricht, nicht ohne eine gewisse Art von Freude dabei zu empfinden. Die Männer liessen ihre Arbeit im Stich und versammelten sich im Café, um zu sehen, wie die Sache sich entwickeln würde. Insgeheim sahen sie zum Balkon des Aga hinauf. Fenster und Türen waren verriegelt, hin und wieder hörte man drinnen wilde Schreie, Pistolenschüsse oder das Bersten von Gegenständen, die zerschlagen wurden, dann wurde es wieder still.

Der Priester Grigoris ging im Hof auf und ab. Er spielte nervös mit dem Rosenkranz und fühlte, dass das Schicksal des ganzen Dorfes auf ihm ruhte.

Ich habe die Verantwortung, dachte er. Gott hat mir die Seele des Dorfes anvertraut. Nimm meine Schafe und führe sie auf die Weide, befahl er mir. Es ist unbedingt notwendig, dass man den Mörder findet. Er ging in Gedanken alle Dorfbewohner der Reihe nach durch, um herauszufinden, wer es sein konnte, der das verfluchte Türkenmädchen ermordet hatte. Er überlegte, vermochte aber keinen zu verdächtigen. Jedoch ein Grieche musste der Mörder sein, im Dorf gab es nur drei Türken — den Aga, den Leibwächter und Giousoufaki — alle anderen waren Griechen. Ach, gewiss war ein Grieche der Mörder! Und dann war es aus mit dem Dorf!

Kostantis kam völlig ausser Atem hereingestürzt.

«Der Aga hat seine Pistole hervorgeholt, er schiesst und schlägt alles im Hause entzwei — Schemel, Schnapsflaschen und Krüge — dann wirft er sich über die tote Giousoufaki und heult ... Ich habe es von der alten, buckligen Martha gehört.»

Wieder ging die Türe auf, und Giannakos stürzte herein.

«Der Leibwächter ist auf den Balkon hinausgetreten und bläst die Trompete», sagte er.

Ein anderer rief: «Er hat dem Dorf etwas zu sagen. Er steht auf dem Markt und ruft.»

«Was sagt er?»

«Ich war so bestürzt, ich hörte mehrere Namen, aber ich erinnere mich nicht mehr, welche ...»

«Teufel noch einmal», murmelte der alte Patriarcheas, und die Adern am Halse schwollen so stark, dass sie zu bersten drohten.

«Einer kann hinausgehen und es feststellen», schlug der Priester Grigoris vor. «Geh du, Giannakos.»

Im gleichen Augenblick kamen die Rufe näher. Alle stürzten zur Tür, um zu hören. Der Leibwächter hatte am Kreuzweg halt gemacht, er hustete, um die Kehle zu reinigen, dann schlug er mit seinem Stab auf die Steine und hob den Kopf. Monoton wie ein Kirchengesang kamen die Worte und hallten an allen Türen der Nachbarschaft drohend wieder:

«Bauern und Griechen! Vernehmt des Agas Befehl und gehorcht! Der Priester, die Gemeindeältesten Herr Patriarcheas und Ladas, der Schullehrer Chatzis Nikolis und der Sattelmacher Panagiotaros, den man auch den Gipsesser oder Judas nennt — sie alle sollen sich sofort im Hause des Aga einfinden. Die anderen Griechen sollen sich zu Hause halten, sie dürfen sich weder im Café noch auf den Dorfstrassen zeigen. Sie sollen drinnen bleiben und warten. Bauern und Griechen, ich habe gesprochen. Gebt wohl acht auf das, was ich gesagt habe!»

Der Priester fiel vor der Ikone in die Knie und sah Christi ruhiges und mildes Antlitz an.

«Christus», sagte er wieder, «lass mich nicht untergehen.»

Dann schlug er noch einmal das Zeichen des Kreuzes und ging auf den Hof hinaus.

«Kommt, lasst uns gehen!» sagte er ruhig und feierlich. «Erst du, alter Patriarcheas, vergiss nicht, dass du der Herr im Dorfe bist. Ein Herr ist nicht der, der besser isst und trinkt als die andern, sondern der, der in der Stunde der Gefahr vor dem Volke einhergeht und es verteidigt. Beweise jetzt, wer du bist und geh voran. Und du, alter Ladas, entehre nicht unser Dorf, behalte aufrechten Mut! Fang nicht vor dem Aga zu weinen an, zeig dich als ein tüchtiger Kerl! Wir sind unschuldig, aber wenn es sein soll, dass wir sterben müssen, um das Dorf zu retten, soll uns der Tod willkommen sein. Ich liebe das irdische Leben, aber mehr noch liebe ich das himmlische. Wir stehen jetzt an seiner Schwelle. Die Erde liegt hinter uns, der Himmel liegt vor uns, geschehe also, wie der Allmächtige es beschliesst. Dir, Chatzis Nikolis, brauche ich nichts zu sagen. Was du in so vielen Jahren den Kindern von den Helden Griechenlands und den Märtyrern der Christen erzählt hast, dessen sollst du dich jetzt erinnern, das sollst du jetzt in die Tat um-

setzen. Deine Schüler dürfen dich nicht erbleichen und zittern sehen, steh aufrecht vor dem Tode als ein Märtyrer und Held. Seid ihr bereit?»

«Ja», antwortete der alte Patriarcheas und erhob sich mit Mühe. «Beunruhige dich nicht, der Körper ist's, der sich fürchtet, die Seele aber schämt sich. Ich werde unser Dorf nicht entehren.»

Der Priester Grigoris besichtigte seine Begleiter.

«Die Schärfe des alten Ladas hat sich gelöst. Er wird gleich die Hosen verlieren. Höre, Giannakos, zieh die Schärfe an und befestige sie, er darf uns keine Unehre machen.»

Giannakos trat hinzu und zog die Schärfe des alten Ladas fest, der wie ein Kind die Arme erhob und ihn walten liess.

«Kommt, gehen wir», sagte Chatzis Nikolis. «Wir sind die Vornehmsten des Dorfes. Alle blicken auf uns. In Gottes Namen und Griechenlands Namen!»

Sie schlugen das Zeichen des Kreuzes und schritten über die Schwelle, erst der Priester, dann die drei Gemeindeältesten und zuletzt Kostantis und Giannakos.

Sie gingen langsam und ohne Eile, als ob sie vom Dorf Abschied nahmen. Hin und wieder wandte sich der Priester Grigoris zu den halboffenen Türen und Fenstern um.

«Habt keine Furcht», sagte er. «Gott ist mächtig.»

Das Tor zum Hause des Aga stand weit offen.

«In Gottes Namen!» sagte der Priester. Er hob den rechten Fuss und schritt über die Schwelle. Ihm folgten die andern drei, der alte Ladas strauchelte, aber der alte Patriarcheas hielt ihn aufrecht.

Der grosse Hof mit den grasüberwucherten Steinplatten lag verlassen. Links in der Tür des Stalles steckte das Pferd des Aga seinen Kopf hervor und wieherte. Ein struppiger Hund lag ausgestreckt im Schmutz, er hob den Kopf und bellte sie wütend an, aber er erhob sich nicht, er war zu faul dazu.

Der Leibwächter kam auf die Schwelle hinaus, er war gelb im Gesicht, das rechte Auge schielte, und der Unterkiefer zitterte. Er hatte heute seinen Schnurrbart noch nicht färben können, und einige weisse Haarsträhnen traten hervor. Er hatte seine Uniform angezogen, als ob ein grosses Fest stattfände, in der breiten Schärpe hing sein Yatagan. Als er sie erblickte, runzelte er die Stirn.

«Zieht eure Schuhe aus, ungläubige Hunde;» schrie er. «Der Aga erwartet euch.»

Die alte, bucklige Martha kam herbei und half den Gemeindeältesten die Schuhe ausziehen, die sie vor der Schwelle aufstellte.

«Fürchtet euch nicht, meine Herren. Behaltet aufrechten Mut!» flüsterte sie ihnen zu.

Sie ergriffen einander bei der Hand, gingen eine schmale Holztreppe hinauf und traten ins Zimmer. Dort blieben sie stehen. Die Fenster waren geschlossen, und in dem Zwielicht konnten sie nichts unterscheiden. Doch alle spürten, dass irgendwo dort drinnen ein wildes reissendes Tier auf der Lauer lag, seinen Blick auf sie richtete und auf dem Sprunge war, sich auf sie zu stürzen.

Der alte Ladas drückte den Arm des Patriarcheas und zitterte. Der Priester Grigoris machte einen Schritt und noch einen, er tastete mit den Augen, um zu erkennen, wo der Aga sass. Im Zimmer roch es nach Raki, Tabakrauch und Schweiss.

Plötzlich donnerte eine heisere und schauerliche Stimme aus der rechten Ecke.

«Ungläubige Hunde!»

Alle wandten sich dorthin und erkannten den Aga, der dort zusammengekauert auf einem grossen Kissen sass. Er lehnte sich an die Wand, und in der Schärpe leuchteten die silberbeschlagenen Pistolen. Vor ihm stand eine längliche Schale mit Raki und blinkte im Dämmerlicht.

«Wir stehen zu deiner Verfügung, Aga», antwortete der Priester ruhig.

«Ungläubige Hunde!» brüllte der Aga wieder. «Komm her, Wächter!»

Der Leibwächter eilte von der Schwelle, an der er gewartet hatte, herbei und stellte sich neben den Aga.

«Zieh deinen Yatagan und halte dich bereit!»

«Aber ...», begann der Priester.

Der Aga liess ihn nicht fortfahren.

«Ungläubige Hunde! Einer von euch hat mir sein Messer ins Herz gestossen. Giousoufaki ...»

Die Stimme stockte ihm im Hals, und er brach in Schluchzen aus. Wütend wischte er sich die Augen, füllte das Glas mit Raki und leerte es in einem Zug. Dann seufzte er und warf das Glas an die Wand, dass es in tausend Stücke zersprang.

«Wer hat sie ermordet?» donnerte er. «Hier gibt es nur ungläubige Hunde, ein Hund hat sie getötet. Du, Panagiotaros, du Trunkenbold?»

Aus der entlegensten Ecke kam ein dumpfes Wimmern. Sie wandten sich um und sahen im Halbdunkel Panagiotaros, mit einer Kette an die Wand geschlossen, auf dem Boden liegen. Man hatte ihm offensichtlich auf den Kopf geschlagen, denn der Schullehrer, der ihm am nächsten stand, sah Blut von seiner Stirn und vom Halse rinnen. Der Aga wandte sich wieder den Gemeindeältesten zu.

«Ich werde euch in die Kellergrube werfen», brüllte er. «Jeden Morgen werde ich einen von euch in die Platane hängen, so lange, bis ihr mir den Mörder findet. Erst werde ich euch hängen, die ihr die Vornehmsten seid, dann werde ich andere nehmen, und dann wieder andere, und die Frauen auch. Das ganze Dorf werde ich hängen, bis ihr mir den Mörder findet! Hörst du es, du Bocksbart von Priester? Hört ihr es, ihr Griechen? Was hatte Giousoufaki euch getan? Ist sie hier jemals jemand zur Last gefallen? Hat sie jemals ein böses Wort gesagt? Sie sass auf dem Balkon und kaute Mastix und sang. Hat sie etwas Böses getan, ihr ungläubigen Hunde? Weshalb habt ihr sie ermordet?»

«Ich schwöre bei dem Allmächtigen ...», begann der Priester Grigoris wieder.

«Schweig! Ich werde dir jede Strähne deines Bartes einzeln herausreissen, eine nach der andern! Ich werde dich nicht aufhängen, ich werde dich auf einen Pfahl spiessen, du Teufel von Priester! Was hat meine Giousoufaki euch getan?»

Und er brach wieder in Tränen aus.

«Du weisst, Aga, dass ich immer ehrenhaft und gesetzestreu gewesen bin ...», sagte der alte Patriarcheas, der sich schämte, den Priester das ganze Gewitter von Roheiten allein über sich ergehen zu lassen. «Schweig, du Schwein!» brüllte der Aga. «Es gibt kein Seil, das einen solchen Ochsen hält wie dich. Ich werde ein rostiges Messer nehmen und es eines Tages in dich hineinjagen. Das wird meine Hände kühlen. Ich begreife, du Hund, dass du sie nicht getötet hast. Aber ich werde rasend, wenn ich sehe, dass ihr lebt, und Giousoufaki liegt tot im Zimmer nebenan ... Ich werde alle Ecken des Dorfes anzünden. Ich werde euch alle verbrennen, ihr verfluchten Hunde!» Ausser sich vor Wut, sprang der Aga auf.

«Wer steht dort hinter dir, Patriarcheas? Hervor mit ihm!»

«Ich bin es», stotterte der alte Ladas, und vor Schrecken gaben die Beine unter ihm nach.

«Aha!» donnerte der Aga. «Ich werde ein königliches Begräbnis für Giousoufaki veranstalten. Ich werde Imams aus Konstantinopel holen, um sie Lieder singen zu lassen. Ich werde Lampen aus Smyrna bestellen und einen Sarg aus duftendem Zypressenholz. Und ich brauche Geld, viel Geld ... Dann werde ich deine Kiste öffnen, du Geizhals, und werde all' deine Goldpfunde rollen lassen ... Für wen, glaubst du, hast du all' diese Jahre gesammelt? Doch, doch gerade für Giousoufaki.»

Der alte Ladas fiel wie ein Sack zu Boden.

«Gnade, Aga», wimmerte er. «Töte mich zuvor, lass mich nicht ein solches Elend ansehen müssen!»

Aber der Aga hatte sich zu Chatzis Nikolis gewandt:

«Und du? Du Satanslehrer? Du, der du die Griechenjugend zusammenrufst und sie lesen und schreiben lehrst, dir werde ich die Zunge herausreissen und sie meinem Hund vorwerfen. Weshalb lebt ihr, wozu lebt ihr? Und meine Giousoufaki ist tot! Ich halte es nicht mehr aus. Ich krepiere! Die Peitsche her, Wächter!»

Der Leibwächter beeilte sich, die Peitsche herunterzunehmen, die an der Wand hing, und reichte sie dem Aga.

«Oeffne das Fenster, dass ich ihre Schnauzen sehen kann!»

Rasend hob der Aga die Peitsche. Im Lichte des Fensters erkannte man sein Gesicht. Verwüstet, gealtert, völlig verändert war es. In wenigen Stunden hatte die Trauer tiefe Spuren hinterlassen. Der Schnurrbart war weiss geworden und hing über die Lippen. Er biss in ihn hinein und brüllte.

Dann liess er die Peitsche zischen und begann, die vier Griechen ins Gesicht, auf die Hände und überallhin zu schlagen. Der alte Ladas fiel sofort zu Boden; der Aga stiess und trat ihn, er stellte sich auf ihn und sprang auf und ab, währenddessen schlug er unbarmherzig zu und weinte und lachte und schrie.

Herrn Patriarcheas traten die Tränen in die Augen, aber er biss die Lippen zusammen und sagte nichts. Der Lehrer lehnte sich, den Kopf erhoben, an die Wand, und das Blut rann ihm von Schläfen und Kinn. Der Priester stand mit gefalteten Händen in der Mitte, nahm die Peitschenschläge entgegen und murmelte:

«Christus, Christus, lass es mich ertragen!»

Der Aga warf die Peitsche fort.

«In den Keller mit ihnen!» schrie er. «Hinab in den Keller mit ihnen! Morgen kommt der Galgen!»

Er trat zu Panagiotaros und spie ihn an.

«Hinab in den Keller mit ihm!» brüllte er wieder. «Der Gipsesser da, er soll zuerst an den Galgen!»

Dann wandte er sich zu seinem Leibwächter um.

«Bring Giousoufaki herein», sagte er mit halberloschener Stimme. Der Leibwächter öffnete eine Tür, und bald hörte man, wie er an dem kleinen Risenbett zog, in dem am frühen Morgen das kleine, dicke Türkenmädchen blutüberströmt aufgefunden worden war.

Der Aga warf sich über sie, er begann sie zu küssen und zu heulen. Dann löste der Leibwächter Panagiotaros vom Ring an der Wand. Er hob die Peitsche vom Boden auf, schwang sie in der Luft und schrie: «Hinab in den Keller, ihr ungläubigen Hunde!» und jagte sie alle die Treppe hinab.

Furcht und Entsetzen hatten sich über das Dorf gelegt. Die Strassen lagen verlassen. Die Werkstätten waren verriegelt. Hinter verschlossenen Türen horchten die Griechen in ihren Häusern auf die Stille und zitterten. Hin und wieder schlich ein Schatten von Tor zu Tor mit der Nachricht, dass die Gemeindeältesten noch nicht das Haus des Aga verlassen hätten. Man hatte Schreie und Pistolenschüsse

Dank «Merkur»-Rabattmarken

33 1/3 % billiger reisen

denn für 4 gefüllte Sparkarten = Fr. 4.— erhalten Sie 6 Reisemarken im Werte von Fr. 6.—

„MERKUR"

KAFFEE-SPEZIALGESCHÄFT

gehört ... Und bald kam eine neue Nachricht: Man hatte die Gemeindeältesten in den Keller geworfen ... Der Leibwächter war mit Strick und Seife auf den Markt gegangen und hatte sie unter die Platane gelegt ... Und dann eine weitere: Der Aga drohte, wenn man den Mörder nicht finde, das ganze Dorf anzuzünden und sie alle zu verbrennen.

«Wir sind verloren, wir sind verloren», schrien die Frauen und nahmen ihre Kinder in den Schoss.

Die Männer hockten sich nieder und verfluchten die Stunde ihrer Geburt.

In der Dämmerung begannen die Tore sich vorsichtig zu öffnen und einige Köpfe sich zu zeigen. Der erste, der sein Tor öffnete, war Michelis. Er ging zum Haus des Priesters, um seine Verlobte zu trösten. Kostantis ging auch hinaus, um das Café zu öffnen. Doch als er den Schlüssel hervorholte, erblickte er unter der Platane eine Bank und auf der Bank einige Sachen, die er in der Entfernung nicht so genau erkennen konnte. Er näherte sich ihnen, prallte aber plötzlich zurück: Strick und Seife. Er steckte den Schlüssel wieder ein und schlich sich längs der Mauer in sein Haus zurück.

(Fortsetzung folgt)

Veranstaltungen

SCHWEIZERISCHER EVANGELISCHER VERBAND FRAUENHILFE

Rüstzeit unter dem Thema: «Begegnungen»
Referentin: Schwester Martha Muggli.

Arbeit in Gruppen: 1. Begegnung der Generationen. 2. Begegnung in Heimen und Anstalten. 3. Begegnungen innerhalb unserer Kirche. 4. Begegnung der Konfessionen.

Zeitpunkt: 29./30. September 1962.

Ort: Bibel- und Erholungsheim Zellersche Anstalten, Männedorf ZH.

Ausführliche Programme sind ab Mitte August zu beziehen bei Frau A. Mannweiler, Solothurn, Schöngrünstrasse 12.

LYCEUMCLUB ZÜRICH

Programm im Monat Juni 1962

Montag, 4., 17 Uhr: Literarische Sektion. Vortrag von Frau Hélène Blattmann-Ponsin: «A. de Saint-Exupéry, sa vision de l'univers et des hommes.» Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.20.

Am Pfingstmontag bleibt der Club geschlossen.

Montag 18., 17 Uhr: Literarische Sektion. Zum 85. Geburtstag von Hermann Hesse. Veranstaltung mit der Schauspielerin Clelia Meyer. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.20.

Juli und August: Clubferien!

NEUE KURSE DER VOLKSHOCHSCHULE ZÜRICH

Zwischen dem 4. und dem 14. Juni beginnen die Kurse der zweiten Semesterhälfte: Grenzen des Lebensraumes (Prof. Dr. H. Boesch); Unser Kind gesund und krank (PD Dr. C. Gasser, PD Dr. W. Hitzig, Dr. W. Isler); Gerichtspsychiatrie (Dr. med. H. Bressler); Probleme der Arbeitspsychologie (Dr. H. Schnewlin); Orchesterwerke in Vergangenheit und Gegenwart (Edmond de Stoutz und das Zürcher Kammerorchester); Gestaltung der Freizeit (Marion Römer-Spoerri, Hanni Zahner, Elisabeth Hintermann-Salzmann, Dr. Margrit Bosch-Peter; Nachmittagskurs im Freizeitzentrum Bucheggplatz); Das Tirol (Prof. Dr. E. Meyer, Prof. Dr. Konrad Huber, Prof. Dr. Marcel Beck, Dr. C. Padrutt).

Als auswärtige Kurse werden nach Abschluss des Semesters durchgeführt: ein volkskundlich-geographischer Ferienkurs im Appenzell (15.—21. Juli; H. Meier-Sonderegger, Herisau, und weitere Appenzeller Persönlichkeiten), eine Studienreise nach Mazedonien (14.—29. Juli; Dr. W. E. Diethelm und Dr. F. Hermann) und eine Studienreise in die Toskana (7. bis 18. Oktober; Dr. F. Hermann, Dr. H. Lüthy, Dr. W. Trachsler).

Auskunft und Programme im Sekretariat, Fraumünsterstrasse 27, Tel. 23 50 73.

Redaktion:
Frau Ruth Steinegger, Luzernerstrasse 88, Kriens-Luzern, Tel. (041) 3 34 10

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Ferien—leicht gemacht

Wer fleissig Reisemarken spart, verbilligt seine Ferienfahrt und wird noch mehr gewinnen, indem es jedermann gelingt, auf diese Weise unbedingt dem Alltag zu entrinnen.

Reisemarken durch die Markenverkaufsstellen und die Post. Auskunft: **Schweizer Reisekasse** Bern, Waisenhausplatz 10, Tel. (031) 2 31 13 a

«VIEUX CHATEL» Essertines s/Rolle

das schöne, gepflegte Landhaus inmitten von Wiesen und Wald, in herrlicher ruhiger Aussichtslage am Genfersee, empfängt vom 15. April bis 15. Oktober

PAYING GUESTS

die Ruhe, Erholung evtl. Diät nötig haben. Tel. (021) 75 19 26. A. E. Frank-Hottinger, Dipl. Diätetikerin. — Wenig Zimmer, frühzeitig reservieren bitte.

BUCHHANDLUNGEN

Basler Missionsbuchhandlung
Missionsstrasse 21 Basel 3
Seit 144 Jahren rascher und zuverlässiger Versand

Hausfrauen Achtung! «IDEAL»

Der neue Kombi-Küchentisch mit vierteiliger, versenk- und auswechselbarer Glätteeinrichtung, erspart Ihnen Zeit und Arbeit. Kinderleicht zu bedienen. In nur einer halben Minute eingerichtet und wieder abmontiert. 6 diverse Modelle und Preislagen. Lieferung direkt ab Werkstatt, daher viel billiger.

Volksmodelle schon ab Fr. 195.—

Ernsthafte Interessenten verlangen Preisprospekte und Vorführung zu Hause durch:
A. Bemlotte, Schreinermeister, Neubrunnenstrasse 228, Zürich 46
Tel. 57 47 10 oder 42 52 27

Für Camping und Haushalt

RUFF-
Fleisch- und Wurstwaren

In der modernen Packung
Gut haltbar — appetitlich — praktisch

Rohschinken		Fr. 1.50/2.90
Bündner Fleisch		Fr. 1.65
Mortadella		Fr. 1.—
Bauernspeck		Fr. 1.80
Frühstückspeck		Fr. 1.30
Salami Milano		Fr. 1.10/1.95
Frankfurterli	2 und 3 Paar	Fr. 2.40/3.60
RUFF-Würstchen,	3 Paar	Fr. 2.95
Schweinswürstchen	3 Paar	Fr. 3.75
Magerspeck, 250/350 g	per kg	Fr. 10.50
Berner Zungenwurst	240 g	Fr. 2.50
Lyoner	290 g	Fr. 2.90

Erstklassige Dauerwürste:
Pyrowurst - Gothaer - Orfelli - Pyroni - Alpenklübler - Bauernschüblig

Vorteilhafte, schmackhafte Konserven

Verlangen Sie bei Ihrem Einkauf RUFF-Produkte mit dem Ochsenkopf!

hugo peters

„Récamier", eines von 10 schönen Couchbetten aus eigener Werkstatt - mit und ohne Bettzeugraum.
Bettstatt Fr. 730.-
Modelle ab Fr. 98.-
Dazu DEA- und Rosshaarmatratzen. Nach individuellen Wünschen: — mollig weich — beliebig hart — oder extra warm.

Bellevuehaus, Limmatquai 3 Telephon 24 73 79

hugo peters ZÜRICH LIMMATQUAI 3

Jean Frust
Kreuzplatz 2, Zürich 7
Tel. 24 42 33
Spezial-Geschäft für Vorhänge
Eigene modernste Vorhangwäscherei

DIE FRAV IN KVNST VND KVNSTGEWERBE

ALKOHOLFREIE GASTSTÄTTEN

Wenn Sie nach Schaffhausen oder an den Rheinfall kommen, besuchen Sie die alkoholfreien Gaststätten:

SCHAFFHAUSEN:

Restaurant Randenburg
Bahnhofplatz

Restaurant Glocke
Herrenacker

Restaurant Weissen Trauben
Vorstadt 37

NEUHAUSEN:

Hotel Oberberg
am Wege zum Rheinfall

Stoliren

4 Masshemden
la Zwirnpopeline, Sanfor, uni und gestreift, ab nur Fr. 100.—
Rasche und zuverlässige Hemdenreparaturen
Peter Stoll
Hemdenfabrikation Zürich 7/32, Hedwigstr. 23 ob. Hegibachpl.
Tel. 051/24 56 12 P

Das Schweizer Frauenblatt wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektivhaushaltungen!

Küsnacht, Zürich
Kunststuben Maria Benedetti
Seestrasse 160. Tel 90 07 15
Die interessante GALERIE mit bestgeführtem RESTAURANT und täglichen Konzerten am Flügel

Zu vermieten
2-Zimmer-Wohnung
an aussichtsreicher, sonniger Lage in Illnau b. Effretikon, Zentralheizung.
Tel. (052) 4 42 91

90% aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

SYNTEG aus Rilsan

Laveur — neuartiger Topfreiniger SIH-geprüft — leicht zu spülen, schnell trocken, auskochbar, unverwüstlich

Manchon — idealer Massage-Waschring — für Ihre Hautpflege, regt die Blutzirkulation an, erhöht die Geschmeidigkeit Ihres Körpers

Laniere — solides Massageband mit zwei starken Griffen — erhält schlank und jugendlich

erhältlich in guten Detailgeschäften

ROMATIN AG, ST. MARGRETHEN SG, TELEPHON (071) 7 38 45

BÜLACH-UNIVERSAL

das ideale Glas zum Heisseinfüllen von Früchten und Konfitüren. Profitieren Sie von dieser einfachsten und billigsten Einmachmethode.

Genaue Angaben finden Sie in unserer gelben Broschüre «Einmachen leicht gemacht».

TALON An die Glashütte Bülach AG, Bülach

Senden Sie mir die neue Einmachbroschüre «Einmachen leicht gemacht»

Name
Adresse
Ort

50 Rappen in Briefmarken beilegen

GLASHÜTTE BÜLACH AG

Hiltl's «Vegi»
Seit 60 Jahren ein Begriff
Indische Spezialitäten
Vegetarisches Restaurant, Tea-Room, Sihlstrasse 26, Zürich

Glückliche Frauen

Gehören Sie zu den Frauen, die trotz angestrengter Arbeit in Haushalt und Beruf jene persönliche Sicherheit und gewinnende Fröhlichkeit ausstrahlen, die überall Sympathie erweckt? und das Leben erst lebenswert macht? Machen Sie es doch wie so viele Frauen, befreien Sie sich von negativen Stimmungen, Kopfschmerzen und Müdigkeit durch eine Femisan-Kur. Femisan ist ärztlich empfohlen als naturreines Stärkungsmittel für Herz und Nerven. Gesunder Schlaf, frisches Aussehen, neue Lebensfreude sind der Erfolg der Femisan-Kur! Sie erhalten Femisan in allen Apotheken und Drogerien zu Fr. 8.85, für nachhaltigen Erfolg die vorteilhafte Kurflasche zu Fr. 18.75. (Probeflasche Fr. 4.90.)
Femisan das Schweizer Frauenpräparat der Vertrauensmarke:

durch Femisan

Berücksichtigen Sie die Inserenten des «Schweizer Frauenblattes»

Ein schönes Geschenk

welches der Empfängerin während eines ganzen Jahres immer wieder neue Freude bereitet, ist ein Abonnement auf das

Schweizer Frauenblatt

Es ist das Geschenk von Frau zu Frau

Die Unterzeichnete bestellt:

_____ Geschenkabonnement Fr. 12.50
_____ Jahresabonnement des «Schweizer Frauenblattes» zu Fr. 15.80
_____ Halbjahresabonnement zu Fr. 9.—

auf eigenen Namen
als Geschenk an
Genaue Adresse des Bestellers

Bitte ausschneiden und an «Schweizer Frauenblatt», Winterthur, Postfach 210, senden

Die Beschenkte erhält auf den von Ihnen gewünschten Tag die letzte Ausgabe und einen Geschenkgutschein

Schweizer Frauenblatt
Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Geschenk-abonnement